

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Vermischte Erzählungen und Aufsätze

## Vermischte Erzählungen und Aufsätze.

### Der schwarze Seeräuber.

Original-Erzählung.

(Mit einer Abbildung.)

Gegen Ende des zweiten Kaiserreichs verschied in K. in den Vogesen ein großer, noch rüstiger und strammer Greis. Vor ungefähr zwanzig Jahren hatte er sich dort zurückgezogen.

Reich, aber menschenscheu und auch etwas wunderbarlich, war Herr Beloeil den Mitbürgern des kleinen Städtchens ziemlich fremd geblieben. Das genügte, um den Klatschbasen Stoff zu reichlichen Mutmaßungen zu bieten, obwohl das Kreuz der Légion d'Honneur die Ehrenhaftigkeit seiner Vergangenheit bezeugte.

Man wußte von ungefähr, daß er in seiner Jugend Seemann gewesen war. Sein Haus war ein wahres Museum von Waffen, fremdländischen Gegenständen und unzähligen, naturgetreu ausgestopften Tropenvögeln.

Bei seinem Tod hinterließ er diese Sammlung der Stadt, ebenso wie eine reichlich ausgestattete Bibliothek, die aber niemanden interessierte, da sie sich ausschließlich mit der Schiffahrtskunst zu befassen schien.

Diese unerwartete Schenkung machte desto mehr Aufsehen, als man bei dieser Gelegenheit feststellte, daß der Schiffer nicht Beloeil hieß, sondern.... Uebrigens ist der Name Nebenjache, da man ihn in K.... wegen seiner geheimnisvollen Vergangenheit und auch weil er stets schwarze Kleidung trug, allgemein nur unter dem Beinamen der „schwarze Seeräuber“ bezeichnete.

Immer seltener kam die Sprache auf den verstorbenen Sonderling und bald ward er ganz vergessen. Seine Sammlungen wurden altmodisch befunden und wanderten auf die Dielenkammern des

Stadthauses, um anderen Platz zu machen. Kurz, es schien, als ob niemals mehr sein Name erwähnt werden sollte, als vor kurzem der Bezirksarchivar, ein gelehrter und von Beruf neugieriger Mann, unter den vergilbten Papieren des Stifters das Manuskript fand, das wir hier veröffentlichen.

Der „schwarze Seeräuber“ erzählt darin, wie er dazu kam, den Seemannsberuf zu ergreifen und wie er im Verlauf des romanhaftesten Abenteuers seinen Namen wechselte.

— Ich wurde im Jahre 1775 in den Vogesen geboren, wohin ich, obwohl meine sämtlichen Angehörigen längst das Zeitliche gesegnet hatten, und ich selbst dort fremd geworden war, mich in meinen alten Tagen zurückziehen sollte, jenem Instinkte folgend, der auch den Vogel zu seinem Nest zieht, um dort zu sterben.

Als ältester Sohn einer Juristenfamilie studierte ich die Rechte in Nancy, als im Jahre 1792 das Vaterland zur Verteidigung rief.

Obwohl noch ein Jüngling, meldete ich mich mit so vielen anderen. Durch die gewaltigen Ereignisse von dem väterlichen Beruf abgewendet, wurde mein Schicksal in vollständig neue Bahnen gelenkt. Meine Geburt hatte mich zu einem gleichmäßigen, friedlichen Leben bestimmt, mein Geschick aber beschied mir eine gefahrvolle, sturmbevegte Existenz.

Ich will hier nur das wichtigste Ergebnis anführen, das meinen Lebenslauf zerrüttete und selbst meinen Namen änderte.

Tatsächlich heiße ich Beloeil nur von dem Tage an, an dem ich den Soldatenrock ablegte und Seemann wurde, vorerst weniger aus Vorliebe zum Beruf als in der Absicht, jegliche Erinnerung an das

unglückselige Ereignis zu bannen, das mein Glück zerstörte und mich zum Seeräuber machte.

Der Ozean war für mich weniger der Schauplatz mancher Taten, die mir Ehre einbrachten, als das Lethé, in dem ich den heftigsten aller Liebeskummer zu vergessen suchte. Doch, ich will nicht vorgeifen.

Es sei gesagt, daß meine ersten Schritte in der militärischen Laufbahn die glücklichsten waren.

Drei Jahre später, als Zwanzigjähriger, war ich schon Grenadier-Capitaine, als meine halbe Brigade aufgelöst wurde.

Auf wie wenig manchmal das Schicksal beruht!

Die eine Hälfte wurde der Armée d'Italie zugewiesen, die im folgenden Jahre unter Bonaparte reichliche Lorbeeren ernten sollte. Wäre ich mit ihr gezogen, wäre ich vielleicht *Maréchal de France* geworden wie mein Freund L., dem dies Glück beschieden wurde. Die andere Hälfte wurde nach dem Westen geschickt, wo der Aufstand weiter tobte.

Drei Jahre hindurch, sowohl in der Vendée als in der Bretagne, machte ich den schrecklichsten der Kriege mit, Brudermord unter den Kindern des selben Vaterlandes. Ueberdrüssig und angeekelt dachte ich ernstlich daran, sobald als möglich meinen Abschied einzureichen, als gegen Ende des Jahres VI (1798), mein Regiment zum Feldzug nach Irland beordert wurde.

Die Aussicht, es mit den Engländern aufzunehmen, die damals unsere ärgsten Gegner waren, und zur Befreiung einer Gegend mitzukämpfen, welche diese seit einem Jahrhundert so schwer bedrückten, löhnte mich mit dem Beruf der Waffen aus.

Das Expeditionsheer versammelte sich in Brest unter dem Kommando des Generals Humbert. Mein Bataillon schiffte sich auf der Fregatte ein, die ihn selbst trug, und wir wurden furchtbar schlecht auf Zwischendeck untergebracht.

Diese unangenehme Lage, die noch durch anhaltenden Sturm verschlimmert wurde, dauerte beinahe einen Monat, teils der Notwendigkeit halber, das britische Kreuzgeschwader auszuspiiren, teils auch weil der ungünstige Wind uns bis in die Nähe Islands verschlug.

Wenn man wochenlang nebeneinander eingesperrt ist, knüpfen sich die Beziehungen sehr rasch an und je nach den Charakter-Ähnlichkeiten oder Verschiedenheiten, die der stete Kontakt noch besser hervortreten läßt, sind sie entweder sehr gut oder sehr schlecht.

Kaum an Bord, machte ich die Bekanntschaft eines alten Kapitäns (er hätte mein Vater sein können), der sich soeben zu meinem Bataillon gemeldet hatte.

Es war ein großer, stattlicher Mann. An seinem ungezwungenen, höflichen Benehmen, das im größten Kontrast gegen die damalige, in unseren Reihen übliche republikanische Rauheit abfiel, erkannte ich den Edelmann.

Verschiedene, hier belanglose Umstände, die unser gegenseitiges Vertrauen befestigten, besiegelten bald eine innige Freundschaft, und er erzählte mir seine Vergangenheit.

Die Revolution, die so viele Soldaten zum Obersten beförderte, machte in diesem Fall aus einem Obersten einen Soldaten. Verbannt, obwohl er nicht ausgewandert war, engagierte sich der frühere Marquis unter einem anderen Namen, um sich und die Seinen vor der Schreckensherrschaft zu sichern, und so blieb die Familie des Citoyen Beloeil, Grenadiers bei der republikanischen Armee, unbehelligt.

Er wurde befördert und erwartete bald die Kapitainsepauletten wieder, aber unterdessen starb seine Frau. Da ließ er seinen einzigen Sohn als Tambour einreihen und genoß auf diese Weise wenigstens den Trost, den Jungen in seiner Nähe zu wissen.

Der Jüngling (er schien sechzehn Jahre alt) sollte seinen ersten Feldzug mit uns



Die Schlossbewohner und ihre Freunde bereiten uns den herzlichsten Empfang.

mitmachen. Selten habe ich einen liebenswürdigeren Jungen gesehen. In jeder Hinsicht wunderbar begabt, umgab ein namenloser Reiz seine wunderschöne Erscheinung, dem alle unterlagen. Im antiken Griechenland hätten die großen Künstler jener Zeit seine Gestalt als Eros, oder besser noch, als Diana verherrlicht, denn seine Schönheit hatte etwas sonderbar Mädchenhaftes.

Große schwarze Augen, die schönsten, ausdrucksvollsten, die ich je gesehen, erhellen das feingeschnittene, anmutige Gesicht, das von dunklen Locken, die in der Sonne blau-schwarz erschienen, umrahmt wurde.

Da kann man die Liebe, ja, die wahre Leidenschaft des Vaters für sein einziges Kind begreifen. Immerfort, mehr vielleicht als es sich für einen Soldaten und den Vertreter eines Heldengeschlechts geziemte, grämte er sich über die Gefahren, denen der Erbe seines Namens ausgesetzt sein würde.

Umsonst suchte ich ihn zu beruhigen. Jünglinge waren in jener Zeit keine Seltenheit bei der Armee. Uebrigens war der Junge, trotz seines zarten Aussehens, recht kräftig.

Während der langen und so beschwerlichen Ueberfahrt, auf der die Ruhr so viele Opfer erheischte, hatte er nicht das geringste Unwohlsein verspürt.

Von Vater auf Sohn hatten die de Beauregard dem Vaterland gedient; nun würde der junge Tambour unter der Tricolorfahne, die nun die Fahne Frankreichs geworden war, die ruhmreichen Traditionen der Familie fortpflanzen. Sein vorläufig bescheidenes Amt würde ihm später eine brillante Laufbahn, die seiner Vorfahren, eröffnen.

Doch der Marquis, ganz in seine Vater Sorgen vertieft, hörte mich nicht. Er war übrigens der einzige unter uns an Bord, sein Sohn, ein mutiger Junge, mitgerechnet, der mit Bangen das Ende unserer Irrfahrt abfaß. Doch wir gelangten endlich ans Ziel.

Am 3. Fructidor (20. August alten Stiles) kam unsere Expedition in Sicht von Irland und am selben Abend ankerte unsere Fregatte im Golf von Donegal.

Obwohl ich seitdem beinahe alle Meere des Weltalls durchstreift habe, entsinne ich mich keiner traurigeren Gegend als jener, die wir doch mitten im Sommer zu Gesicht bekamen.

Die hohen, steilen Felsen des Ulsterufers boten unter dem eintönig grauen Himmel ein Bild trostlosester Verlassenheit. Nur Felsen oder nackte Erde, weder Bewohner noch Tiere, noch Pflanzungen. Nichts als einige armselige Hecken, die den trüben Eindruck dieser öden Landschaft noch verstärkten. Bangen Herzens frugen wir uns, was wir wohl an diesem schroffen Gestade suchten, auf dem es weder Freunde zu verteidigen, noch Feinde zu bekämpfen gab.

Mein alter Freund war darüber ganz besonders bestürzt. Neben mir an der Verschanzung lehrend, flüsterte er mir zu:

— Welch fürchterliches Land! Wie eine Totenstätte sieht es aus.

Und ganz leise, damit sein Sohn ihn nicht hören konnte:

— Ich fühle es! Hier werde ich sicherlich meine Knochen lassen.

Bei dieser traurigen Vorahnung schaute der Capitaine mit bangem, zärtlichem Blick auf den Jüngling und seufzte:

— Unglückseliges Kind! Was soll dann aus dir werden! Besser wäre es, der Tod ereilte auch dich!

Eben wollte ich ihm seine verzweifeltsten Worte vorhalten, als ich zum General Humbert gerufen wurde. Einer seiner Ordnonanzoffiziere war am vorhergehenden Tag gestorben und der General teilte mir mit, daß er mich zu dessen Nachfolger ernannt habe. Zehn Minuten gab er mir, um meine Reisevorkahrungen zu treffen, denn der Stab sollte unverzüglich an Land gehen. Rasch hatte ich diese erledigt, denn in dieser Zeit republikanischer Einfachheit bestand meine ganze Habe aus

meinem Mantelträger, der einige Wäsche und eine Uniform enthielt. Sodann nahm ich Abschied von meinem alten Freund.

Ich dachte, daß die Nachricht unserer Trennung ihn traurig stimmen würde; statt dessen war er sichtlich darüber erfreut, als er deren Ursache vernahm.

Seine edlen, gewöhnlich so schwermütigen Züge waren von einem Freudenstrahl erhellt, den ich noch nie an ihm gesehen hatte. Darüber bestreuet, wollte ich ihn fragen, ob es meine Abreise sei, die ihm so große Freude bereite, als er mich mit flehender Stimme bat:

— Mein lieber Freund, zum erstenmal, seit Jahren, ist mir die Vorsehung gnädig. Als Stabsoffizier werden Sie einen guten Sekretär benötigen. In unserer gegenwärtigen Zeit gibt es deren keine Fülle. So biete ich Ihnen denn meinen Sohn an. Er hat eine vortreffliche Schulbildung genossen, denn ich selbst war sein Lehrer seit den unseligen Ereignissen von 1789. Seine Schrift ist ganz besonders schön. Charlot wird mit Freuden den Tambour, der ja nur ein Nothbehelf war, beiseite legen, um zur Feder zu greifen und ich zweifle keineswegs, daß er in dieser neuen Stellung instande sein wird, tatsächliche Dienste zu leisten. Ich werde Ihnen zu ewigem Dank verpflichtet bleiben, denn ich, als einfacher Infanteriehauptmann, werde Gefahren und Mühseligkeiten entgegengehen, die ich diesem Kind so viel wie möglich ersparen möchte. Sagen Sie zu, nehmen Sie ihn mit. Seien Sie sein großer Bruder, falls ich fallen sollte.

Von Herzen gern nahm ich diesen Vorschlag an und schon am nächsten Tag trat der junge Mann seinen neuen Dienst an, während der Vater, von dem er ergreifenden Abschied genommen hatte, mit der Vorhut abmarschierte. Sie sollte nur allzubald ins Gefecht rücken.

Am selben Abend noch schlug meine frühere halbe Brigade die britischen Küstenvächter, d. h. im Sold von England stehenden Hanoveraner, zurück. Der Kampf

war ziemlich hart. Mitten in der Nacht wurde ich von einem unweit des Generalquartiers untergebrachten Feldlazarett benachrichtigt, daß Capitaine Beloeil soeben schwer verwundet dort eingetroffen sei und mich bäte, ihm seinen Sohn so rasch wie möglich zuzuführen.

Ich schloß daraus, daß die Wunde sehr gefährlich sein müsse und doch zögerte ich einen Augenblick, ob ich das Kind wecken sollte, das nach der ermüdenden Tagesarbeit, jetzt fest, in seinen Kriegsmantel gehüllt, so ruhig schlief. Seine langen Locken umrahmten das bleiche Engelsgesicht. Da fiel mir ein, daß Charlots Schrift so elegant war, als diejenige einer Marquise aus dem alten Regime. Allem Anscheine nach glich er seiner Mutter und nun würde er bald Waise sein. Beauregard hatte einer guten Eingebung gefolgt, als er mir das Kind anvertraute.

Bald eilten wir in der finstern Nacht auf jumpfigen Wegen nach dem Häuschen, in welchem der Vater mit dem Tode rang. Wir fanden den alten Offizier blutbedeckt mit andern ebenso schwer Verletzten auf einigen Bund Stroh liegend. Eine einzige Kerze beleuchtete mit mattem Schein diese, im Krieg so häufig, trostlose Szene. Beim ersten Blick hatte ich gesehen, daß mein treuer Kamerad verloren war. Todeskampf sprach aus seinen verzerrten Zügen. Blutiger Schaum stand auf seinen Lippen, denn er hatte einen Lungenschuß. Er lag bereits in den letzten Zügen und schien uns vorerst gar nicht zu erkennen. Als aber sein Sohn ihn schluchzend umklammerte und „Vater“ rief, belebten sich die Augen des Sterbenden. Seine fiebernde Hand ergriff meine Rechte und er winkte mir, mich zu ihm herabzubeugen. Leider! Der Sterbende hatte seinen Kräften zu viel zugemutet. Aus den stammelnden Worten, die er hervorbrachte, konnte ich nur wenig verstehen: „Vorahnung zugefallen! Armes Kind! Muß... großes Geheimnis...!“

Seinen Kopf halb aufrichtend, wollte er mir etwas ins Ohr flüstern, da brach er

plötzlich zusammen, ein Blutstrom ergoß sich über seine fahlen Lippen. Und der frühere Colonel, Marquis de Beauregard, ging zu seinen Ahnen hinüber. Das letzte, sicherlich schwerwiegende Geheimnis, das er mir mitzuteilen versucht hatte, nahm er in die Ewigkeit mit.

\*\*

Im Kriege kann der Leidtragende nicht lange seinem Schmerz nachgehen. Meinem jungen Mündel, denn ich betrachtete mich von nun an als seinen Vormund, boten die Angriffs- und Verteidigungskämpfe eine wohlthuende Ablenkung von seinem großen Leid.

Acht Tage später schickte mich General Humbert, der bis dahin nur Siege zu verzeichnen hatte, auf Rekognoszierung in der Richtung nach Limerick aus, wo unsere Feinde zahlreiche Truppen sammelten.

Zur Deckung erhielt ich eine Schwadron Hussards Chamborants und der junge Charlot, den unsere Trennung tief betrückte, wurde ermächtigt mich zu begleiten.

Ein kleines irländisches Pferdchen wurde leicht für ihn gefunden, und da seine Tambouruniform für einen Kavalleristen wenig schicklich und auch äußerst abgetragen war, bot sich für ihn die Uniform eines jungen Husaren, der am selben Morgen den Heldentod gefunden hatte. Der kleine Beauregard zog nun die elegante Tracht der Chamborants an.

Heute noch, fünfzig Jahre nach diesen Ereignissen, schwöre ich, daß niemals ein schönerer Jüngling den braunen, weißbetrefften Rock und die Tschapska getragen hat.

Seine braunen, jetzt in Zöpfen gestochten Haare, umrahmten das reizendste gewiß eher engelshafte als kriegerische Gesichtchen. Wäre nicht die Behendigkeit gewesen, mit welcher er sich auf sein Ross schwang, hätte man ihn leicht für einen Dperettenhusaren angesehen.

Ich werde dem freundlichen Leser alle

diese, wenn auch aufregenden Strapazen unseres Rekognoszierungsrittes ersparen. Nur allzubald mußten wir einsehen, wie gefährvoll unsere Aufgabe war.

Eine lange, beschwerliche Ueberfahrt hatte unsere, übrigens schlechten Pferde, sehr abgeschwächt. Schon am nächsten Morgen, in einer uns vollständig fremden Gegend, wurden wir von einem zahlreichen, gut berittenen Trupp Yeomen angegriffen, und meine Abteilung wurde vollständig vernichtet. Diejenigen meiner Husaren, die nicht im Gefecht fielen, wurden als Gefangene nach Limerick mitgeführt und ich weiß selbst nicht, wie es Charlot und mir gelang, zu entkommen, und in die nahen Felsen am Gestade zu flüchten. Dort ließen wir unsere mageren Vierbeiner frei und eilten, stolpernd und fallend, die steilen Klippen hinunter, um uns in irgend einer Vertiefung zu verbergen und die Nacht abzuwarten. Von ihrem Sieg berauscht, der ihnen übrigens teuer zu stehen kam, verzichteten die Yeomen darauf, uns auf diesem für Reiter gefährdrohenden Weg nachzusetzen. Unsere spätere Gefangennahme schien ihnen sicher, da wir von unserer kleinen Armee vollständig getrennt waren.

In der Tat zeigte sich unsere Lage am nächsten Tage furchtbar verzweifelt. Eine ganze Woche lang folgten wir dem Meeresufer, in der Hoffnung, daß irgend ein französisches oder befreundetes Schiff uns aufnehmen würde.

Wir zogen von Unterschlupf zu Unterschlupf; manchmal auch verbrachten wir die Nacht unter freiem Himmel, des öfteren aber in den elenden Hütten der armen Irländer, deren Not herzerregend war. Die Unglücklichen lebten jahraus, jahrein, von in der Asche gebratenen Kartoffeln. Diese erbärmliche Speise teilten sie mit uns und halfen uns, den englischen Patrouillen, die das Land durchstreiften, zu entkommen.

Am fünfzehnten Tag unserer Irwanderung, da wir uns auf den Ufern des Chanon, des größten Flusses Irlands

befanden, erzählte uns ein irländischer Priester, welcher etwas französisch sprach, die niedererschmetterndsten Nachrichten. Von einer großen Uebermacht umzingelt, hatte Humbert, nach heißem Kampfe, mit dem Ueberrest seines Expeditionskorps kapitulieren müssen und unser Geschwader war nach Frankreich zurückgekehrt. So waren wir denn Gefangene dieses fremden Landes.

Mit dem Herbst war das Wetter entsetzlich geworden und unsere Lage beinahe unerträglich. Der Abend traf uns von Müdigkeit übermannt, und mein junger Freund hustete ganz erbärmlich. Wir hatten alle Hoffnung verloren, jemals diese Insel verlassen zu können und sahen mit Schrecken den Augenblick kommen, wo wir gefangen und auf die schrecklichen englischen Schiffsgefängnisse gebracht würden, wo so viele Soldaten der Republik in der entsetzlichsten Gefangenschaft schmachteten.

In dieser verzweifelten Verfassung irrten wir noch einige Tage umher. Die gute Kameradschaft zwischen dem jungen de Beauregard und mir gestaltete sich zur innigsten Freundschaft. Von nun an war ich alles für ihn, sein Vater hatte ihn mir ja anvertraut. Ich selbst, in diesem verlassenen Land, fühlte eine tiefe, unsägliche Zuneigung zu meinem jugendlichen Genossen.

Unsere trostlose Lage, die täglichen Gefahren, unsere Verlassenheit, hatten dieses gegenseitige, herzliche Gefühl noch verstärkt. Wenn hätte ich mein Leben geopfert um das seine zu retten und ich bin überzeugt, daß auch er desgleichen fähig gewesen wäre.

Zwei Zwillingsbrüder hätten sich nicht zärtlicher geliebt und doch kannten wir uns kaum seit zwei Monaten. Bei anderer Gelegenheit hätte ich die geheimnisvollen Gründe dieser so tiefen Zuneigung zu erforschen gesucht, deren Ursache ich nur allzubald verstehen sollte.

Kurz, am zwanzigsten Tag unserer Irrfahrt kamen wir in einem armseligen Dörfchen an, welches in einer halben

Weite Entfernung von einem, am Meeresufer sich erhebenden prächtigen, alten Schloß überragt wurde. Solche Nachbarschaft war uns nicht gerade gelegen, obwohl man uns versicherte, daß die Schloßbewohner Irländer und „gute Leute“ seien, was in der Sprache der armen Bauern, bei denen wir Aufnahme gefunden hatte, so viel als Feinde der Engländer bedeuten sollte.

Es war uns in der That seit unserer Ausschiffung bekannt, daß, wenn auch das so furchtbar unterdrückte Landvolk mit uns einig war, sich die Stadtbevölkerung und hauptsächlich der Adel in dieser gewiß heiligen, doch heiklen Sache, deren Ausgang zweifelhaft blieb, zurückhaltend verhielten. Nach der französischen Niederlage, welche jetzt Irland seinen alten Feinden überließ, war der schwankende, gute Wille der begüterten Klasse, welche ihre Habe zu retten suchte, dem heißen Wunsch gewichen, sich nicht zu kompromittieren.

Welchen Empfang konnten insolgedessen zwei Soldaten der Republik in diesem prächtigen Schloß erwarten?

Eine Jose aus dem Schloß, welche aus dem Dörfchen stammte und eben herbeirat, beruhigte uns. Ihre Herrschaft hatte bis jetzt keine Gelegenheit gehabt, ihre innersten Gefühle zu äußern, doch schloß sie sich, sowohl als die Dienerschaft und die zur Zeit im Schloß weilenden Freunde, der nationalen Partei an. Wir könnten uns ihnen getrost anvertrauen. Sie würden uns als Brüder, als zwei Kinder des edelmütigen Frankreichs aufnehmen und sich eine Freude daraus machen, uns sicheres Obdach zu gewähren, bis sich eine Gelegenheit bieten würde, in unsere Heimat zurückzukehren. Die Nähe des Meeres, die kleine Bucht in der Nachbarschaft, wo die Schiffe manchmal sich mit Wasser versorgten, würde uns diese früh oder spät bieten.

Bei diesen Erklärungen entschlossen wir uns. Die Ermattung des kleinen Marquis hätte uns überdies nicht mehr er-

laubt, weit zu gehen. Voller Hoffnung schritten wir dem Schlosse zu.

Einige Stunden später, nachdem wir uns durch einen Imbiß gestärkt und unsere Kleidung in Ordnung gebracht hatten, saßen wir in einem großen Salon am hohen Kamin, in dem ein ganzer Baumstumpf hell loderte. Wir befanden uns in O'Reilly Castle, einem der ältesten und prächtigsten, herrschaftlichen Schlösser des grünen Erin. Die Jose hatte wahrgeprochen. Die Schloßbewohner und ihre Freunde bereiteten uns den liebevollsten Empfang.

Der Bericht unserer kurzen Flade und der darauffolgenden langen und ziemlich beklagenswerten Irrfahrt rief nacheinander ihre Bewunderung und ihr Bedauern hervor.

Ich muß jedoch gestehen, daß mein junger Begleiter der Mittelpunkt der Gesellschaft war. Man bewunderte die Jugend, die Haltung, die Schönheit des Republikhanen; dabei wurde meine Gegenwart, die seines Kameraden und Vorgesetzten, beinahe vergessen. Das war mir aber keineswegs ärgerlich, ich empfand nicht den geringsten Neid, im Gegenteil, wäre Charlot mein Sohn gewesen statt mein Kriegskamerad, mein Untergebener, der mich jetzt überstrahlte, so wäre ich nicht glücklicher, nicht stolzer gewesen über den glänzenden Erfolg meines kleinen Freundes.

Er erntete Komplimente und Schmeicheleien, denn es stellte sich heraus, daß die Gräfin O'Reilly mit der Familie de Beauregard, seit der Regierungszeit Jakobs II., der mit zahlreichen Irländern an den Hof Ludwigs XIV. geflüchtet war, verwandt war.

Nun wurde der Jüngling wie ein Glied der Familie behandelt. Bei dem großen Souper wurde ihm der Ehrenplatz zugewiesen. Trotz meiner republikanischen Prinzipien fand ich dies ganz natürlich.

Nachdem, mit Rücksicht auf unsere Müdigkeit, die Tafel aufgehoben war, wollten unsere Gastgeber uns bis zu un-

jern Zimmern geleiten. Es war beschloffen worden, daß wir bei ihnen bleiben würden, bis sich eine Gelegenheit zur Ueberfahrt nach Frankreich bieten würde. Die Lage des Schloßes hielt jede Gefahr fern unter der Bedingung, daß wir unsere Uniform ablegten und Zivilkleider tragen würden.

Vor unseren respektiven Zimmern angekommen, wandte sich die Gräfin an mich und sagte:

— Herr Offizier, ich habe für Sie einen Anzug meines Mannes zurecht legen lassen. Er ist ungefähr von ihrer Statur. Mein junger „Bettler“ Charles hingegen wird sich mit einem Anzug meines jüngsten Sohnes abfinden.

Bei diesen doch so natürlichen Worten erblickte der junge Beauregard. Im Salon schon hatte ich seine Verwirrung bemerkt, wenn er von sich selbst sprach und diese seiner Bescheidenheit zugeschrieben.

Jetzt fiel uns allen seine Verlegenheit auf. Nach kurzem Zögern schien er sich ein Herz zu fassen und mit kaum hörbarer Stimme sprach er die mir auf ewig unvergeßlichen Worte:

— Meine liebe Cousine, verzeihen Sie, daß ich Ihnen hier, vor allen, ein Geständnis ablege, das ich nicht länger aufschreiben kann, sei es nur um des edlen Freundes willen, der seit dem Tode meines Vaters mein Vormund war. Er hat mir, ohne es zu wissen, nicht nur das Leben, sondern auch die Ehre gerettet. Von Herzen gern nehme ich Ihre Gastfreundschaft an, aber statt der Kleider, die Sie mir anbieten, gestatten Sie, daß ich solche trage, die sich für mich geziemen: Ich bin Charlotte de Beauregard, die einzige Tochter des Marquis. Die Ereignisse haben mich gezwungen, seit dem Tode meiner Mutter mich für einen Jungen auszugeben, damit ich meinem Vater in den Krieg folgen durfte, denn was wäre ohne ihn aus mir geworden?

Bei diesen Worten brach das junge Mädchen, von Müdigkeit und Aufregung übermannt, ohnmächtig zusammen. Man

trug sie rasch in ihr Zimmer, während ich auf meiner Schwelle verharrte. Gütte sich die Erde vor mir aufgetan, ich hätte mich nicht mehr darüber gewundert. Also war Charlot, der junge, anmutige Husar, vor dem ein jeder staunte, ein Mädchen, besser noch, eine Marquise! Wie ein Rad drehten sich die Gedanken in meinem Kopf. Jetzt verstand ich das beständige Gefühl, das mich stets zu dem Jüngling hinzog, dessen Vormundschaft ich seit dem Tode Beloeils angenommen hatte.

Nun begriff ich dessen Grund, der mir bis dahin entgangen war. Viele kleine Eigenheiten, die ich der raffinierten Erziehung meines jungen Freundes zugeschrieben hatte, kamen mir in den Sinn.

Seine Bescheidenheit! Seine Keuschheit! Verschiedene Gebärden und auch manchmal seine Verwirrung, wenn ich, um seinen Schmerz um den Vater zu lindern, von der tiefen Zuneigung sprach, die ich für ihn hegte.

Ich konnte mir diese Zuneigung nicht recht erklären, jetzt aber gab ich ihr den einzig richtigen Namen.

Ich liebte Charlotte de Beauregard aus der Tiefe meines Herzens, diese Liebe war plötzlich aufgelodert, bei der so unerwarteten Offenbarung, bestärkt durch die miteinander erduldeten Leiden und auch durch das Zartgefühl, mit welchem sie mir das Geheimnis, das auf den Lippen des Toten entflohen war, verschwiegen hatte.

Wie schwerwiegend wäre in den damaligen Verhältnissen diese Offenbarung für mich gewesen! Vormund eines Jünglings, meines Kriegsgenossen, das ging noch an; aber eines Mädchens, der Erbin eines alten Adelsgeschlechts, und die die Gefahren teilen soll! Welch erdrückende Verantwortung, besonders wenn... man sie liebt.

Daß ich in dieser Nacht wenig schlief, ist leicht begreiflich. Erst am frühen Morgen fand ich einige Ruhe. Die Sonne stand schon hoch, als ich geweckt und zur Frühstückstafel gerufen wurde.

Im Salon fand ich eine zahlreiche Ge-

jellschaft vor, in der ich vergeblich meinen kleinen Genossen suchte, als er mit lieblicher Verwirrung in der Gestalt eines anmutigen, schönen Mädchens vor mich trat. Charlotte de Beauregard war 18 Jahre alt. In der Tambouren- oder Husarenuniform hielt ich sie für klein und schwächlich; jetzt, in der Kleidung, die nun die ihre bleiben sollte, erschien mir ihre Gestalt groß und edel geformt.

Ihre Anmut, die schon unter der Uniform so reizend schien, wurde durch die einfache aber elegante Toilette noch hervorgehoben.

Ich war entzückt. Und alle um mich her teilten meine Meinung. Unsere Gastgeber und ihre Gäste waren gern bereit zu gestehen, daß in ganz Irland, wo es doch wahrlich an schönen Mädchen nicht fehlte, es keine einzige gab, die es mit der schönen Marquise de Beauregard aufnehmen könnte. Ihre romanhaften Abenteuer machten sie nur noch interessanter.

Vor den Augen aller Anwesenden küßte sie mich auf beide Wangen. Große Tränen standen in ihren Augen und in dem Blick, den sie mir zuwarf, sah ich, daß unsere Gefühle übereinstimmten. Dies war der Augenblick des höchsten Glückes in meiner langen Laufbahn, der nach fünfzig Jahren noch mein Leben bestrahlt.

Ich hatte den besten Kameraden verloren, ich fand die liebevollste Freundin. Ohne an die abgrundtiefe Klust zu denken, die mich, den armen Soldaten der Republik, von der Tochter des Adelsgeschlechts trennte, sah ich nur eine herrliche Zukunft mit der geliebten Gefährtin vor mir.

Schon am folgenden Tag, da wir allein waren, kam es, ich will nicht sagen zu positivem Versprechen, doch zu etwas Ähnlichem. Charlotte wiederholte mir, daß sie mir nicht nur das Leben, sondern ihre Ehre schulde, und daß ich ihr Alles sei.

Ich übergehe die Einzelheiten unseres Aufenthaltes in O'Reilly Castle. Ohne Unterlaß spähte ich von der Terrasse, die

das Meer überragte, oder von dem Felsenestade nach dem befreienden Schiffe, das ich so heiß ersehnte. Ich fühlte, daß in dem Schloß, in dem mir doch alle mit der feinfühligsten Freundlichkeit entgegenkamen, meiner Liebe eine große Gefahr drohte.

Es verging kein Tag, an dem ich nicht ein oder mehrere Segel erblickte. Doch, ach! Alle hatten sie die britische Fahne gehißt.

So vergingen drei Monate. Ueber meine gegenwärtige Lage war ich völlig beruhigt, denn Fräulein de Beauregard als Emigrantin diente mir als Schutz. Meine Zukunft aber, meine Glückshoffnungen, machten mir schwere Sorgen.

Im Herbst, zur Jagdzeit, herrschte in dem schönen Schloß reges Leben und Geselligkeit. Ein Fest folgte auf das andere, deren Mittelpunkt Charlotte war. Alle Huldigungen galten nur ihr, denn sie übertraf an Schönheit und Anmut alle ihre Gefährtinnen.

Charlotte bezeugte mir immer noch eine tiefe Zuneigung, doch, da sie stets umringt war, konnte ich nur selten von meinen Gefühlen sprechen. Von zärtlichen Freundinnen oder jungen Anbetern vergöttert, erwachte in Fräulein de Beauregard eine neue Lebenslust und, ohne sich dessen bewußt zu sein, entfremdete sich Charlotte mir nach und nach!

Wie hätte sie, so jung noch, sich auch gegen die Lockungen und den Reiz dieser Umgebung wehren können, um dem bescheidenen Soldaten, der ich damals war, treu zu bleiben. Was konnte ich ihr bieten im Vergleich zu allem, was sie hier beanspruchen durfte?

Hier in diesem adeligen Kreis standen ihr die reichsten und ehrbarsten Verbindungen in Aussicht. In diesem katholischen, Frankreich so sympatisch gestimmten Land, war ihre Zukunft sicher.

Dort, in unserer Heimat, Armut, Elend und wer weiß, vielleicht Verbannung! Der Name Beauregard stand immer noch auf der Emigrantenliste. Durfte

ich hoffen, daß die junge Marquise sich bequemen würde, wieder die Citoyenne Beloeil zu sein, bis das Ende des andauernden Krieges mir erlauben würde, ihr meinen Namen zu geben?

Und was sollte aus ihr werden, wenn ich auf dem Felde siele?

Gewiß, meine Herzensangst sagte es mir, denn Gott allein weiß, welche Qualen ich damals ausstand; und ich war nicht allein der so dachte.

Unsere Gastgeberin, welche Charlotte nunmehr wie ihre eigene Tochter behandelte, und auf Grund der weitläufigen Verwandtschaft Base nannte, sie, sowohl als deren ganze Umgebung, konnten ihr gewiß keine andere Sprache halten. Sie ließen es daran auch nicht fehlen und es verging keine Woche, in der sich nicht irgend eine brillante Partie für die schöne Ausländerin bot. Würde diese lange den Lockungen widerstehen?

Mir gegenüber verblieb Charlotte jedoch stets in herzlicher Zuneigung, die ich „Liebe“ zu nennen mich nicht zu vermessien wagte! In dieser Ungewißheit über ihre eigentlichen Gefühle litt ich unsägliche Pein.

Die gemeinsam ausgestandenen Gefahren schienen mir jetzt die glücklichsten Augenblicke meines Lebens. Ich wünschte sie zurück. Wäre Charlotte aber bereit, sie aufs neue zu teilen?

Unter den jungen Edelleuten, die meine Angebetete umschwärmten, war mir Bryan O'Reilly, der Nefte der Gräfin, ganz besonders unausstehlich, weil es mir schien, als ob Fräulein de Beauregard, die sich den andern Herren gegenüber ziemlich gleichgültig verhielt, ihm gewogen sei. Ich muß übrigens zugeben, daß er die schönsten, physischen und moralischen Eigenschaften besaß, und daß die Redlichkeit seiner Gesinnungen keinem Zweifel unterlag. Obwohl er mir mit der ausgesuchtesten Freundlichkeit und Artigkeit entgegenkam, haßte ich ihn, und von Herzen gern hätte ich ihn beleidigt, wäre er nicht ein naher Verwandter der Dame des

Hauses gewesen, die uns doch so edelmütig vor dem englischen Schiffsgefängnis gerettet hatte.

Eines Abends ließ mich der junge Mann, der seit Wochen schon im Schlosse weilte, um eine Unterredung bitten, deren Grund ich nur zu leicht erraten konnte und den auch seine Tante begünstigte.

— Capitaine, sprach er rasch, ich habe Ihnen eine gute Botschaft zu melden. Ein französisches Kaperschiff, das von dem berühmten Surcouf, dem Schrecken des englischen Handels, befehligt wird, hat soeben eine Meile von hier, in der Bucht von Saint-Patrick, Anker geworfen. Heute Nacht noch wird es eine Ladung Waffen für die unterdrückte Bevölkerung an Land befördern und bei Tagesgrauen wieder in See gehen. Wollen Sie die seltene Gelegenheit benützen, um in Ihr schönes Vaterland zurückzukehren? Es wird sich so leicht keine andere bieten.

— Und Charlotte? rief ich mit vor Leidenschaft bebender Stimme.

— Fräulein de Beauregard, forrigierte er, welcher ich die „glückliche“ Botschaft überbrachte..., hat mir erklärt, daß sie bereit sei, Sie zu begleiten, falls Sie dies wünschten. Sie betrachtet Sie wie einen teuren, älteren Bruder und überläßt es Ihnen, über ihre Zukunft zu entscheiden.

— Ach! nurmelte ich überwältigt und Tränen, die ich vergeblich zurückzudrängen suchte, traten in meine Augen, Fräulein de Beauregard ist bereit ihren Bruder zu begleiten, - falls dies sein Wunsch sein sollte! Und das ist alles, was sie zu Ihnen gesagt hat?

— Alles, ich wiederhole Ihnen wörtlich ihre Erklärung. Indessen möchte ich hinzufügen....

Und gelassen fuhr er fort, jedes Wort betonend:

— Capitaine, das Schicksal dieses jungen Mädchens, der letzten Erbin eines berühmten Mannes, die völlig mittellos ist, da ihr Vermögen eingezogen wurde, liegt in Ihren Händen. Heute abend noch ist

sie die Marquise de Beauregard. Ein Wort von Ihnen, und morgen wird Surcouf, dem schon Bescheid zugegangen ist, mit Ihnen zugleich auch den Husaren Beloeil nach Frankreich führen, denn Sie wissen, daß der Name Beauregard aus dem Land seiner Ahnen verbannt ist.

Meine Tränen waren versiegt. Finster betrachtete ich den schönen Bryan, der sich in diesem Augenblick über meine schreckliche Eifersucht nicht mehr täuschen konnte.

Liebe und Stolz stritten sich um meine Seele. Vor Charlotte wäre ich in die Knie gefallen und hätte gefleht; vor einem Nebenbuhler siegte der Stolz. Ich faßte mich und es gelang mir mit harter Stimme herauszustoßen:

— Ist das alles, was Sie mir zu sagen haben, mein Herr?

— Von ihr, ja; ich aber will folgendes hinzufügen:

Sie sind Herr, vollständig Herr über das Schicksal dieses jungen Mädchens, dem hier eine glänzende Zukunft bedroht und das in seiner Heimat keine anderen Mittel besitzt als die Ihren. Sie sollen darüber bestimmen. Das Kaperschiff hißt die Segel bei Tagesgrauen. Eine Stunde vorher, um fünf Uhr, damit Sie das Schiff, das auf Sie wartet, erreichen können, werden zwei Pferde zu Ihrer Verfügung stehen, um Sie nach der Bucht von Saint-Patrick zu bringen.

Da ich wortlos verharrte, sagte er noch:

— Soll ich Fräulein de Beauregard, das heißt, dem Husaren Beloeil, melden, daß sein Capitaine ihn erwarten wird?

— Lassen Sie mich, schrie ich außer mir, oder es geschieht ein Unglück.

Ich ließ ihn kurz stehen, verließ das Zimmer und rannte, ohne zu wissen wohin, in die dunkelnde Landschaft hinein.

\*\*

Die Erinnerung an die nun folgenden Stunden ist mir unklar; eines nur weiß ich, daß ich am nächsten Tag auf dem Deck des Kaperschiffes stand.

Ein günstiger Wind blähte die Segel des Kaperschiffes und bald verschwanden Irlands Küsten vor unsern Augen.

Alles Uebrige ist ohne Belang. Sechs Wochen später, denn wir haben lange in dem Narmekanal gekreuzt und gute Beute erobert, langten wir in Saint-Malo an. Da erfuhr ich durch ein Zeitungsblatt, das die Liste der in der Expedition nach Irland gefallenen Offiziere enthielt, daß ich für tot galt.

Surcouf, der mich inzwischen liebgewonnen hatte, denn ich hatte wie ein Verzweifelter an seiner Seite gekämpft, bot mir an, auf seinem Schiff zu bleiben. Herzlich gern war ich mit dem Vorschlag einverstanden, doch da ich nicht wünschte, den armen, totgeglaubten Capitaine J... wieder aufleben zu lassen, nahm ich den Namen Beloeil an, der auch eine Zeitlang berüchtigt war, als ich, einige Jahre später, ein gefürchteter Korsar wurde.

Der Ozean verhalf mir zu Ruhm, mein Seelenleid aber vermochte er nicht zu lindern.

Jedes Jahr aber, am Feste des heiligen Patrick, Irlands Schutzpatrons, wo auf der großen, stets in Trauer weilenden Insel, auf einen Tag die Freude in jede Hütte, in jedes Haus, in jedes Schloß einkehrt, suche ich in dem Gedanken Trost, daß auf dem grünen Erin ein Schloßherr mir sein Glück verdankt und — wer weiß — vielleicht... die Schloßherrin auch.

Henry d'Estre.

Ein Kammerjäger. — Freier: „Ich möchte bitten um die Hand Ihrer Tochter Klara.“ — Vater: „Was sind Sie?“ — Freier: „Kammerjäger.“ — Vater: „Was ist das?“ — Freier: „Ich vertilge sämtliches Ungeziefer, besonders Mäuse und Ratten. Ich habe viel zu tun und im letzten Vierteljahr annähernd 500 Ratten erlegt!“ — Vater: „Können Sie denn damit eine Familie ernähren!“

## Salome, die Markedenierin.

Eine den Aufzeichnungen meines Oheims, des Colonel Poletti, entnommene Heldengeschichte aus dem alten französischen Elsaß.

(Mit einer großen Abbildung.)

### I. Das neue Troja (Trojanova).

Diesen mythologischen Namen gab im Jahre 654 nach Christi Geburt der Merovingerkönig Dagobert II. dem prächtigen, in Kirchheim erbauten Palast, dessen Nebengebäude sich bis nach Odrazheim und Scharrachbergheim erstreckten. Diese sonderbare Bezeichnung hat ihre Bewandnis darin, daß der Barbarenkönig sich rühmte, sein Stamm und die Fürsten seines Geschlechts seien direkte Nachkommen des unwiderstehlichen Paris, des Göttingenverführers, und der schönen, aber leichtsinnigen Helena, der Gattin des weinerlichen Menelaus.

Obwohl diese Behauptung etwas gewagt erscheint, möchte ich sie indessen für wahr halten. Erklärt sie doch bei Salome und ihren Gefährtinnen aus Troja Nova den schönen, griechischen Typus, der sich inmitten dieser, zum größten Teil tribolerschen oder mediomatrischen Bevölkerung, trenn bewährt hat.

Wir wollen jedoch nicht vorgreifen.

In Odrazheim trifft man noch zahlreiche Ueberreste der Gebäude, welche zu Dagoberts Palast gehörten, sogar bis in den Grundmauern des Schlosses. In eben diesem Schloß, einem Besitztum meines Großvaters, des ehemaligen Artillerieobersten, erblickte ich das Licht der Welt am 11. April 1823, am Tage des glorreichen Einzuges in Tolosa (Spanien) des Grafen von Angoulême, an der Spitze des französischen Heeres.

In demselben Augenblick, als Madame Hildenbrand, die geschätzte Hebamme von Marlenheim, mich der Bewunderung sämtlicher Hausgenossen zeigte, sang Alois, der Nachtwächter, mit prächtiger Stimme:



Während Noel mich auf dem arabischen Sattel festhielt, schritt Salome zu meiner Rechten, den Hölzbläser am Zaune führend.

„Ihr lieben Leute, laßt euch sagen,  
Die Glocke hat zwei Uhr geschlagen;  
Schlafet fest und seid bedacht.“

Am Himmel droben der Neumond  
wacht.“

Der Stand der Gestirne an besagter  
Zeit und Datum sind in dem „Großen  
hinlenden Voten“ des Jahres 1823 ge-  
nau vermerkt.

Die erste Erinnerung aus meiner  
Kindheit zeigte mir das sanfte Antlitz  
meiner Mutter, das sich zärtlich über  
ihren Erstgeborenen beugte. Und noch,  
nach so vielen Jahren lebe ich die teuern  
feingeschultenen Züge, die an jene Ge-  
mälde eines Andrea del Sarto oder Cor-  
regio im florentinischen Museum erin-  
nern.

Als ich achtzehn Monate alt war,  
wurde ich der Obhut eines sechzehnjäbri-  
gen, hübschen Mädchens, Salome Ketter,  
anvertraut, deren frische Natürlichkeit  
und frohe Lebenslust sich mit ihrer hell-  
blonden Schönheit paarte.

Salome, „Selmele“ genannt, hatte  
von ihrem Vater, einem früheren Ba-  
taillonströmmler beim 17. Jäger, eine  
innige Hochachtung vor dem Soldaten-  
stand geerbt; ganz besonders aber  
schwärmte sie für den Märtyrer von St.  
Selena; war doch Papa Ketter seinem  
Kaiser in mancher Schlacht gefolgt; Ri-  
voli, Ulm, Kusterlitz, Jena, um schließ-  
lich seine alten Tage im Schloß von  
Odrasheim zu beschließen, wo er mit  
seiner Ehehälfte zugleich Gärtner-, Win-  
zer- und Hausdienste versah.

Salome beherrschte mich vollkommen,  
ihr gehorchte ich willenlos. Sie lehrte  
mich fürchtlos sein vor allem, was sonst  
kleine Kinder fürchten, und durch eine  
ganz persönliche Methode förderte sie die  
Entwicklung meiner Muskeln. Kaum  
sechsjährig hatte ich schon die höchsten  
Bäume des Parkes erklettert und ich  
konnte schwimmen, das heißt, nach der  
Technik der Dorfjungen und unseres  
Neufundländers Negro, die darin be-  
stand, mit Händen und Füßen auf das

Wasser zu schlagen. Ich muß jedoch ge-  
stehen, daß meine Lehrgang nicht ohne  
Schwierigkeiten vorüber ging.

Eines Tages tummelte ich mich in der  
Koszig, dem kleinen Fluß, der gegen  
Zulz zu unserm Blumengarten vom  
Park trennte. Ich war seelenvergnügt  
und plätscherte nach Herzenslust, wäh-  
rend Salome meine Kunst vom Ufer  
aus überwachte.

— Wännele! rief plötzlich Salome,  
geh acht! Du beachtst etwa's tiefe Loch,  
schwimm zu mir erüber!

Bei der Vorstellung an das tiefe Loch  
verlor ich alle Fassung, und meine ganze  
Schwimmkunst ließ mich im Stich; ich  
wäre ertrunken, wenn nicht Salome, die  
mich beobachtet hatte, rechtzeitig ins  
Wasser gesprungen wäre.

Sie faßte mich am Nacken, ähnlich wie  
die Katzenmütter ihre Jungen, und  
brachte mich glücklich ans Land. Der  
Schrecken des tapferen Mädchens war  
groß gewesen; man aber äußerte er sich in  
zwei grundverschiedenen Gebärden. Zu-  
erst riß mich Salome stürmisch an ihr  
hochklopfendes Herz und küßte und strei-  
chelte mich; dann aber legte sie mich  
über ihr Knie und veralmte mit einer  
gehörige Tracht Prügel, die mich vor  
Ueberraschung vorerst verstummen ließ,  
in der Folge aber zu einem Hüllenge-  
schrei veranlaßte. Darum heißen wir  
beide, so schnell wir konnten, ins Schloß,  
um uns amüsieren. Das feuchte Drama  
verdrängte wir sorglich.

— Warum hast du mich verprügelt?  
fragt ich Salome am andern Tage.

— Um dir eine Erkältung zu ersparen  
und mir die Nerven zu beruhigen.

Diese Tracht Prügel blieb mir in  
peinlicher Erinnerung; ich kam mir gedemü-  
tigt vor, und da ich nicht wußte, auf  
welche Weise ich meine verlorene Würde  
wieder erringen könnte, suchte ich eine  
ablenkende Zerstreuung. Zwei gleichalte-  
rige Knaben, Iphig und Kroschke, der eine  
Zohn des Rabbiners von Odrasheim,  
der andere einziges Kind des Vorsängers

in der Synagoge, beide sanft und wohl-  
erzogen, waren meine besten und zu-  
gleich einzigsten Freunde, deren Umgang  
mein Großvater mir erlaubte. Sie soll-  
ten meine Opfer sein. Es war ein Leichtes,  
irgendeinen Grund zum Konflikt zu  
finden, der zur Rauferei ausartete, aus  
der ich als Sieger hervorgegangen wäre,  
wenn nicht Salome dazwischen gefahren  
wäre, und mit einer angemessenen An-  
zahl Ohrfeigen die Einigkeit wieder her-  
gestellt hätte. In Gegenwart eines  
mächtigen, mit Rosinen reichlich gespick-  
ten Angelhops mit Johannesbeerkis, Jo-  
suaels Vorliebe, wurde die Versöhnung  
geleitet!

Nicht allein von meiner kleinen Ver-  
sen, auch von andern wurde Salomes  
Uebereignheit anerkannt. Meine Mutter  
und meine Großmutter, beide engelsgut,  
fügten sich ihrer Herrschaft. Selbst mein  
Großvater, der beste aller Menschen, der  
aber wie alle alten Soldaten jener Zeit,  
wenig Geduld besaß und bei der gering-  
fügigsten Ursache in hellen Zorn geraten  
konnte, unterlag der ruhigen Besonnen-  
heit Salomes. Wie sie es fertig brachte,  
ist mir Geheimnis; jedenfalls aber zer-  
stoben die dunkelsten Wolken, und wie  
durch ein Wunder erschien der hellste  
Sonnenschein.

Soldatenspiel mit Salome war ein  
helles Vergnügen. Unsere Soldaten, jene  
kleinen elässischen Soldaten, eine ganze  
Armee von meinen Großvätern, meinem  
Vater und meinem Onkel, sein bemalter,  
ausgezeichnetener und auf Holzklöbchen be-  
festigter Figuren. Salome stellte sie auf  
wie ein Feldherr seine Regimenter in  
der Schlacht, und wenn Papa Ketter den  
Aufmarsch gutgeheißen hatte, dann  
wurde der Großvater gerufen. Da leuch-  
tete das Auge des alten Kriegers, und  
wir waren überglücklich.

Aber woher hatten denn Salome und  
ich unsere militärischen Kenntnisse?

Alle vierzehn Tage fuhr ein oder das  
andere Mitglied der Schloßherrschaft nach

Odrasheim. Salome und das „Wän-  
nele“, das nicht von ihrer Seite wich,  
wurden mitgenommen. Der große, mit  
zwei tiefen Trabern bespannte Wagen,  
welchen Toni, der Kutscher, lenkte, legte  
in kurzer Zeit die fünf Meilen weite  
Strecke zurück.

Das waren glückliche Tage; da konnten  
wir auf dem Klee- und Le-Rötte-Platz,  
auf dem Polygon, wo Artillerie und Ja-  
ganterie exerzierten, nach Herzenslust  
unsere strategische Kunst bereichern.

Rings um Odrasheim, in den Tälern  
und an den Hängen, erheben sich schöne  
Besitztümer, welche zum größten Teil  
von Generälen, höheren Offizieren, künft-  
liche Zeitgenossen und Waffenbrüder  
meines Großvaters, bewohnt waren.

Diese und ihre Familien verkehrten  
häufig im Schloß. Aus nächster Nachbar-  
schaft kamen sie von Aichheim, Zhar-  
radbergheim, Marlenheim, Westhofen,  
Osthofen, Dachsheim, Molsheim. So oft  
ich konnte, stahl ich mich zwischen die  
Felden so vieler Schlachten, und auf den  
Anien des einen oder andern sitzend  
lauschte ich andächtig ihren Kriegserleb-  
nissen.

Nicht allein Elsäßer, auch andere im  
Elsäß wohnbafte höhere Offiziere kamen  
nach Odrasheim: General Eurely, La-  
tour-Maubourg, Prach und auch ein Bi-  
schof, Nachfolger der Koban, ein fröhe-  
rer, höherer Kavallerieoffizier, Bischof  
Le Bape de Tréverne, kam zu Pferd ins  
Schloß, gefolgt von einem früheren Bar-  
schen, einem alten Chamboran-Du-  
saren.

Neben den berühmten Kavalleristen  
ersahen auch nicht weniger berühmte  
Artillerieoffiziere wie Dorner, Valle-  
mand, Sonarmon, Atthalin, Faulstrier  
und Gaidert. Wenn ich dann noch die  
drei Brüder meiner Mutter und meine  
vier Onkel väterlicherseits hinzuzähle, so  
ergibt sich eine Versammlung von Pa-  
trioen, wie deren nicht viele aufzwei-  
len sind.



# Persil

reinigt Ihre Wäsche  
schonend und bleicht sie  
durch seinen aktiven  
Sauerstoff

" PERSIL " - 27, Rue du Vigan - -Marseille.

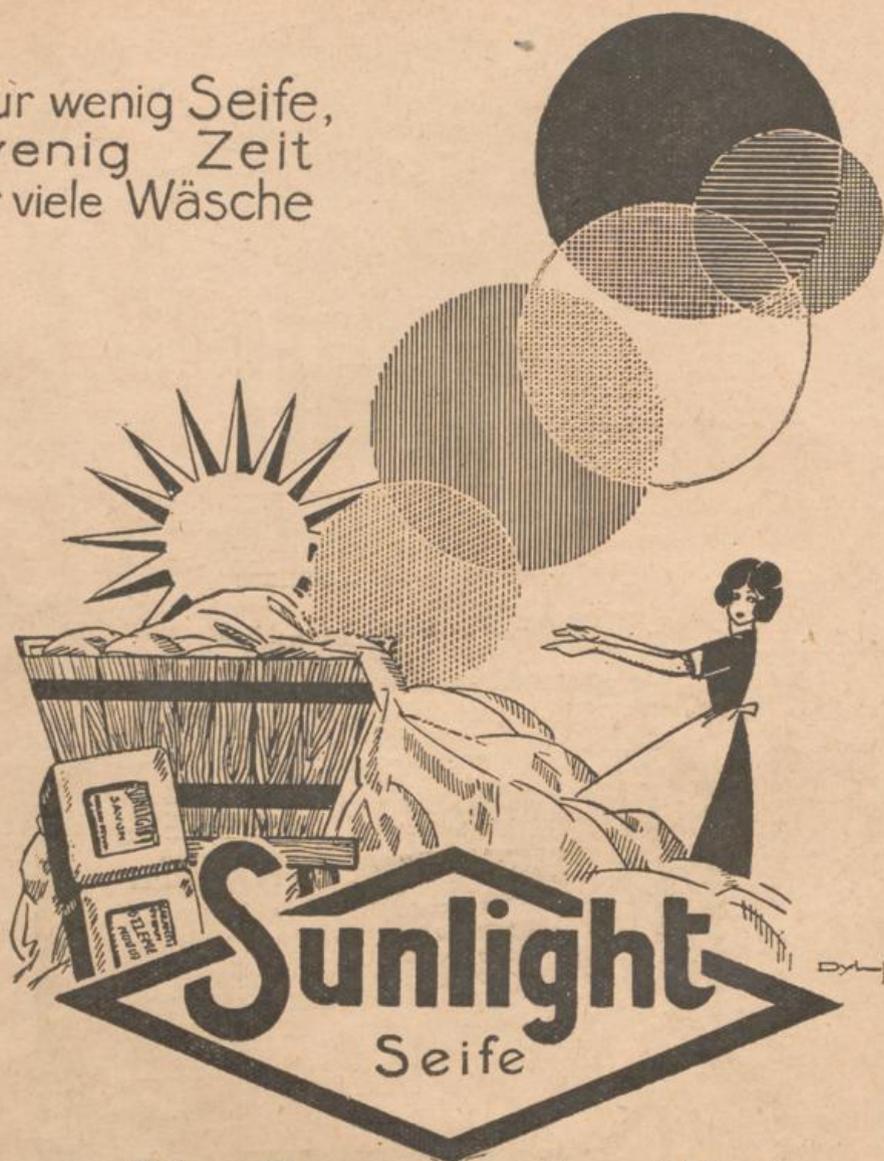
Jede Frau liebt schöne saubere Wäsche Vollkommene Reinheit und grösste Haltbarkeit der Wäsche erreichen Sie durch Verwendung von

## SEIFE "LA GIRAFE"

Sie wird in Schachteln zu 2 Achteckslücken verkauft. Sie schützt Ihre Wäsche vor Schaden und hilft Ihnen sparen.

Verlangen Sie LAGIRAFE Seife bei Ihrem Händler.

Nur wenig Seife,  
wenig Zeit  
für viele Wäsche



Die Erste der Welt

Sté Ame SAVONNERIES LEVER, HAUBOURDIN-LEZ-LILLE (Nord)  
Fabricants du célèbre "LUX" pour lingeries délicates

## II. Jdyll von Mars und Bellone und kindliche Hirtenjungen in der Art von Bernardin de St. Pierre.

Mein Vater war der einzige aller im Schloß wohnenden Familienmitglieder, mit welchem Salome und ich noch keinen Berührungspunkt finden konnten. Mein Vater war, drei Monate vor meiner Geburt, als junger Artillerieleutnant nach Pondichery als Adjutant des Gouverneurs gesandt worden. Nun aber kehrte der liebe Papa nach langjähriger Abwesenheit nach Straßburg zurück als Hauptmann im Pionierbataillon, das aus Artilleristen und Rheinschiffnern, sämtliche aus dem Elsaß stammend, bestand. Die Pioniere hatten sich beim Uebergang über den Rhein, über die Elz, die Donau, die Beresina, viele Vorbeeren erworben.

Nun sollten meine Mutter und ich, am 11. April 1830, meinem Geburtstag, zu ihm nach Straßburg ziehen, und im Poletiviertel unser altes Haus bewohnen..... Ein neues Leben begann nun für „Männele“, immer noch in Begleitung der treuen Salome. Auch diese war übergücklich.

„Straßburg ist eine schöne Garnison“, heißt es in einem volkstümlichen Lied. In jener Zeit bestand sie aus Infanterie, Kavallerie, Pionieren, einer herrlichen aber aufrührerischen Garde Nationale, was deren periodische Auflösung zur Folge hatte, den beliebten Carabins rouges und einem vortrefflichen Pompierskorps.

Die Infanterie, die Königin der Schlachten, fanden wir ganz besonders bewunderungswürdig. Sie war mit ganz funkelnagelneuen, roten Hosen ausgestattet worden, welche am 5. Juli, bei der Einnahme von Alger, die Feuer taufe empfangen hatten, und vortrefflich zu dem roten Rock Salomes paßten. Unsere Aufregung bei der ersten großen Parade ist unbeschreibbar. Bei dieser Gelegenheit hatte mein Vater seine Galauniform angelegt. Als auf dem Münster die

Stunde schlug, herrschte eine feierliche Stille auf dem Kleberplatz. Wir standen atemlos.

— Garde à vous!

Ein prächtiger Tambour-major erhebt seinen Stock, die Trommler setzen ein; wie der Donner rollen ihre Schläge, Clairons und Trompeten erschallen, dann spielt die Musik einen muntern Marsch, und alles ist um uns her beleuchtet. Salome und ich, wir wissen nicht mehr, stehen wir auf dem Kopf oder auf den Füßen. Aber aus alledem schließe man ja nicht, daß Salome ein Flattergeist und Männele ein kleiner Esel gewesen seien. Nein, Salome war eine gute Christin und aufrichtige Patriotin, die unser ehrwürdiger Pfarrer, ein Freund des Schloßes, hoch in Ehren hielt. Salome hatte unter der Aufsicht meiner Mutter meine Lektionen vom Katechismus bis zu den Anfangsgründen der von Papa Birkel, dem Dorfschulmeister, gelehrten Weisheit abgehört. Salome hatte mir den für elsässische Ohren so heiklen Unterschied zwischen den harten und weichen **b** und **p**, und **d** und **t**, verständlich gemacht.

Als wir nach Straßburg zogen, konnte ich, kaum achtjährig, deutsch und französisch lesen und schreiben. Mit diesen Kenntnissen kam ich in die Pension Stark, welche von einem gutmütigen Riesen, einem vortrefflichen Pädagogen, geleitet wurde.

H. Stark hatte mehrere Generationen von Männern Unterricht erteilt, welche später ihrem Land zur Ehre gereichten; vor allem seien seine eigenen Kinder hier erwähnt. In einem ruhigen Winkel der Knoblochgasse war seine Schule. Viermal täglich begleitete mich Salome dorthin. Und da unser Weg uns bei der Mädchenschule der Schwestern vorbeiführte, so wurde Resel Manzola, ein sechsjähriges Mädchen, von ihren Eltern Salome ebenfalls anvertraut. Ein Mädchen zur Linken, ein „Männele“ zur Rechten, so schritt Salome zwischen uns einher, was meinen Onkel, den Gendar-

merieobersten, höchst belustigte, und jedesmal, wenn er uns begegnete, rief er vergnügt:

— Ah, ha! Do kommt's Bernardine de St-Pierre, und sücht de Paul un s' Virginie spazere!"

„Virginie“ hatte einen ausgesprochen italienischen Typus. Viel toskanisches Blut floß in ihren Adern. Der Artilleriehauptmann Manzola, ein Zeitgenosse meines Vaters, wohnte uns gegenüber, und unsere engbefreundeten Familien hatten gemeinschaftliche Verwandte.

Wir stammten aus jener zahlreichen Kolonie italienischen Ursprungs, die sich in der Mitte des XVII. Jahrhunderts, ähnlich wie die Lombarden des Mittelalters, im Elsaß niederließ und mit orientalischen Produkten Handel trieb. Diese, in der Folge vollständig einheimisch gewordene Kolonie, war einigermaßen die Vorhut der langen Karawanen, die die sandigen, vom Simun ausgetrockneten Wüsten durchqueren, jene stillen, geheimnisvollen Ebenen, durch welche die Kamele Teppiche, Seidenstoffe, Gewürze und Obst aus dem reichen Orient herüber schleppen. Doch kommen wir wieder auf Salome zurück.

Jahre sind vergangen, unsere Kindheit ist entflohen. „Virginie“ ist, um ihre Erziehung zu vervollständigen, in das bestbekannte Pensionat nach Blamont in den Vogesen geschickt worden. „Paul“ besucht das königliche Lyzeum von Straßburg, wo er sich, im Verein mit seinen Freunden, Jzig und Kroschele, in das Studium der Wissenschaften vertieft.

Unterdessen aber ist „Bernardine“ untröstlich und irrt herum wie eine Henne, der man ihre Küden fortgenommen hat. Da tritt eines schönen Tages ein stattlicher Soldat auf und wirbt um ihre Hand. Es ist ein Landsmann Salomes, ein braver Sohn achtbarer Leute, ein tüchtiger Marsjünger, der seiner zweiten Tresse entgegensteht.

Er ist Bataillonstrommler, wie Papa Netter.

Ein großer Familienrat wurde zusammenberufen, um die Werbung und ihre Folgen zu besprechen, und zur Zufriedenheit der beiden Liebenden wurde sie gutgeheißen, worauf im Mai 1837 Salome mit Fridolin Lempfried aus Odraßheim, Bataillonstrommler beim 68. Linienregiment, in den Ehestand trat. Die Hochzeit fand auf Kosten meines Großvaters im Schloß statt. „Paul und Virginie“ wurden zu Ehren der Feierlichkeit aus ihrem respektiven Gefängnis entlassen, um, sobald diese vorüber war, mit überladenen Wagen und schweren Herzens wieder in die engen Mauern zurückzukehren, während Bernardine freudestrahlend ihr neues Heim gründete.

Dank der Befürwortung und der Beisteuer meines Großvaters, meines Onkels und meines Vaters, der inzwischen zum Major befördert worden war, konnte Salome die zur Zeit freie Skantine des 2. Bataillons kaufen. Nun war sie Marktenderin. Ich war gar kein schlechter Prophet gewesen, als ich behauptete, daß der rote Rock Salomes ganz gut zu dem Rot der Infanteristen paßte.

Da indessen nichts dem Laufe der Zeit Einhalt tun kann und die Stunden, die Monate, die Jahre nacheinander vergehen, so kam auch endlich der Tag, an dem ich das Lyzeum verlassen sollte. Jzig und Kroschele traten mit den ersten Nummern in die Ecole polytechnique ein und ich folgte ihnen, zwar im Abstand, doch noch mit Ehren.

Salome schrieb aus Algier, ihrer Garnison, daß es ihr und ihrem Satten und dem inzwischen eingetroffenen süßen Franzese wohl erginge; daß auch hin und wieder die Truppen Abd-el-Kaders gehörig geprügelt würden.

Wieder vergingen zwei weitere Jahre. Im Herbst des Jahres 1842 waren unsere Studien beendet. Jzig, einer der Besten, kam in die Ponts et Chaussées, Kroschele ins Geniewesen und ich als Sous-

Lieutenant in die Infanterie; ich wählte das 28. Linienregiment in Algerien.

Wie kam ein Polytechniker in die Infanterie? Das hat folgenden Zusammenhang.

Unsere Promotion hatte in wiederholten Fällen mit einem unserer Adjutanten scharfe Worte gewechselt, welche sogar bis zu einer Scheinexekution am Galgen ging, was ihr die Donnerkeile der höheren Obrigkeit eintrug. Da es aber unmöglich war, die Schuldigen zu fassen, so griff die besagte Obrigkeit zu einer radikalen Dezimierung der Klasse, indem sie die Strafe nach den Abgangsnummern bemas. Die letzten Nummern wurden als einfache Soldaten in die Truppenkorps verwiesen; die mittleren durften die Kavallerie oder Infanterie wählen. Um mir ein Jahr in Saumur zu ersparen, entschied ich mich für die Infanterie, Algerien und Salome.

Mein Großvater, der Onkel, mein Vater und Major Manzola lobten meinen Entschluß. Meine Mutter und Großmutter indessen vergossen wohl Tränen als das „Männele“ übers Meer ging. Doch, als Gattin, Mutter, Tochter von Soldaten, hatten sie sich in diesem Umgang die Tugend der Entfagung angewöhnt. Als „Paul“, „Virginie“ verließ, nahm er mit seinen Jugenderinnerungen auch den festen Vorsatz mit, seine Pflicht zu tun.

Soweit man auch in die historische Vergangenheit unseres Landes zurückgreift, war das Elsaß von jeher der Mittelpunkt, in dem sich Treue und Aufopferung am meisten bewährten. Keine Provinz unseres schönen Frankreichs hat, wie das Elsaß und die Franche-Comté, dem Vaterland mehr Generale und Offiziere gestellt, deren Mut, deren Ruhm, deren Ansehen so glänzend waren, ohne die zahlreichen Soldaten zu vergessen, die einfachen und die bescheidenen Helden, denen sie mit leuchtendem Beispiel vorausgingen.

Zu diesen gehört auch Salome, die schlichte aber mutige Elsässer Bäuerin!

### III. Für Frankreich, fürs Vaterland!

Es war ein herrlicher Morgen, als der „Albatros“ in dem Hafen von Algier die Anker warf. Die blendend weißen Häuser, die Moscheen, die Kuppeln, Minarets stachen grell von dem tiefblauen Himmel ab, der sich in leicht schaukelnden Wellen spiegelte und das Meer bald blau, bald smaragdgrün erscheinen ließ. Ein wahrhaftig märchenhafter Anblick und ich wählte, nun müsse Sindbad, der Matrose, zu meinem Empfang herantreten. Statt dessen erblickte ich die sympathische Gestalt des Bataillonstronmlers Lempfried und ihm auf den Fersen folgend ein junger Koulogli, um mein Gepäck in den Wagen zu bringen.

— Herr Leutnant, der Herr Major Le Moyne haben mir befohlen, Sie in Ihre Wohnung zu begleiten, die Salome im Hause des Samuel Levy aus Wesselnheim für Sie gemietet hat. Meine Frau erwartet Sie dort mit dem kleinen Franzese. Nach der Siesta werde ich Sie nach dem Bureau des Majors führen.

Vor einem maurischen, nach französischem Geschmack ausgebauten Haus, stiegen wir aus und traten ein. Eine elegante, in einem indischen Kaschmirshawl drapierte Dame, einen Federhut mit Bändern auf dem Kopf und ein kleines Kind an der Hand, streckt die Arme aus und ruft:

— Gottlob, do bist endlich, „Männele“, was e Glück!

Es war kein Traum; es war Salome in eigener Gestalt, die mich, wie früher, herzte und umarmte und mir „Männele II“ vorstellte. Wir waren gerührt, denn unsere Gedanken flogen über das blaue Meer, hinüber nach der teuren Heimat, wo die Zurückbleibenden auch unser gedachten.

Nachdem ich die Bekanntschaft mit Samuel Levy und seiner Ehehälfte Rachel durch eine rituelle Umarmung besiegelt hatte, suchte ich die Wohnung des Majors Le Moyne de Pont, eines Bretonen

von Guérande, auf. Während wir durch die Straßen von Algier schritten, glaubte ich mich in ein Märchen von Tausendeine Nacht nach dem Bagdad des Harun-al-Raschid versetzt.

Mein Major wohnte in einem Winkel der Kasbah. Er empfing mich sehr zuvorkommend. Er war übrigens ein guter Vorgesetzter, den seine Soldaten verehrten, und hatte meinen Vater und ganz besonders meinen Onkel, den Gendarmenriebersten, gekannt.

— Mein lieber Kamerad, kündete er mir an, Sie werden hier nicht einrosten. In 48 Stunden segeln wir nach Oran; dort werden wir uns schon weiter behelfen. Ihr Hauswirt, Samuel Levy, wird Ihnen alles Nötige besorgen, er ist ein recht ehrlicher Kaufmann, der uns schon wertvolle Dienste geleistet hat. Uebrigens stammt er aus ihrer Gegend. Fassen Sie Ihr Gepäck so knapp wie möglich, denn wir sind eine leichte Kolonne. Sie sind der 6. Füsilierkompagnie zugeteilt und werden da Gelegenheit haben, Ihr Handwerk zu lernen, denn der einzige Offizier, Ihr Kapitän, ist sehr krank und wird nicht zurückkehren, und für den Leutnant, der zum Hauptmann befördert wurde, ist noch kein Ersatz gestellt worden. Die anderen Kompagnien sind nicht besser daran mit ihren Offizieren. In dessen haben Sie in dem Feldwebel Bolivar, einem alten Haudegen, eine vortreffliche Hilfe, und schließlich wird man sich schon zu helfen wissen, nicht wahr?

Dank der Rührigkeit von Madame Rachel, ihres Gatten und von Salome, die alles anordnete, meine Kantine, die ihrige, ihren Wagen, ihr Pferd und alles sonstige, waren wir zur angegebenen Stunde zur Abfahrt bereit.

Auf einem großen Segler, der so schwer und so breit ist, daß man keinen Wellenschlag verspürt, sind wir untergebracht. Das Meer ist glatt; wie die Schnecke kommen wir vorwärts. Doch, wir werden uns schon zu helfen wissen! Aber wo bleibt Salome? Mit dem Finger weist

Bolivar nach dem Hinterdeck, wo sie mit Achmed, dem Koulougli, den Tisch für die Offiziere deckt. Der Federhut, die Bänder und der Kaschmirshawl sind verschwunden. Salome trägt das enganliegende Nieder und den roten, ziemlich gekürzten Rock über den gleichfarbigen, bis zu den Knien in Samaschen steckenden Hosen. Ein Chechia sitzt fest auf ihrem Kopf, und um die Schultern hat sie einen leichten, weißen, wollenen Reitmantel geschlagen. Sie ist eine noch jugendliche Erscheinung und welch schöner Charakter!

Während des Essens berichtet mir der Major ihre Heldentaten, ihre Herzengüte, ihre Aufopferung. Ich fasse mich kurz, denn ein Buch könnte man damit schreiben. Er erzählte mir, wie sie, trotz des Kugelregens, die Verwundeten auf dem Schlachtfeld aufhebt und verbindet. Alle bewundern sie, und auf den Vorschlag Bolivars, des ältesten aller Unteroffiziere des Bataillons, haben ihr die Soldaten den Titel eines Ersten Voltingeur verliehen. La Tour d'Auvergne ist Erster Grenadier. Bei den eisernen Thoren, bei der Mitidja, im Oranischen Bled, bei Cherchel, in Medea, Miliana, Mostaganem und anderen Orten, die ich übergehe, hat sie mitgefochten.

— Sie dürfen stolz sein auf Ihre Amme! fügte der Major hinzu.

Meine Amme? Ja, denn vom Major bis zum letzten Trommler, Achmed mit einbegriffen, und vielleicht Vempfried selbst, waren alle davon überzeugt. Warum? Das bleibt mir ein Geheimnis.

Uebrigens, da Salome keinen Anstoß daran nahm, und so die geradezu mütterliche Liebe der Markedenterin zu dem Leutnant Poletti ihre Erklärung fand, so war auch ich schließlich beinahe davon überzeugt.

In der Eile der Einschiffung hatte ich „Männle II“ vollständig aus den Augen verloren; wo war er hingegangen? Salome, die ich darüber befragte, antwortete, während sie den Tisch abräumte:

— Mon Lieutenant, ich hab de Kleine in d'r guete Madame Rachel gelohn, sie het d'Kinder so gern un esch esj unglücklich, daß sie selwer keini het!

— Das war ganz recht und klug gehandelt, entschied der Major.

Salome hatte mit vollkommenen Takt mich vor dem Major und den Offizieren „Mon Lieutenant“ angeredet denn „Männle“ war ich nur im engen Familienkreis.

Endlich kamen wir in Mers-el-Kebir, dem Hafen von Oran, an. Wir wurden ausgeschifft und der von General Chagnier befehligte Kolonne zugeteilt. Wir sollten das Quaranzenisgebirge von rückwärts einnehmen, die ungreisbaren Dissidentenstämme überrumpeln, nach der Region der Hoch-Plateaux und bis in die Wüste dringen, um die letzten Bemühungen Abd-el-Kaders zu zerstören.

Das Unternehmen versprach beschwerlich zu werden und ich weiß nicht, wie ich ohne die von Salome entdeckten Nahrungsmittel mein Leben gefristet hätte, da ich doch die afrikanischen Lebensbedingungen ganz und gar nicht kannte, und unsere Verproviantierung fast vollständig versagte.

Nach einem ziemlich hitzigen Gejecht bei El-Esnam marschierte unsere Kolonne durch das Dued-Jeddha-Tal.

Von ansehnlicher Breite an seinem Zusammenfluß wird es immer enger, je mehr es sich dem Mittelpunkt des Gebirges nähert und ist schließlich nur noch ein schmaler Kanon, in dessen Tiefe sich ein zum Teil ausgetrockneter Bach hindurchschlängelt. Wenn uns die Leute Abd-el-Kaders beim Ausgang erwartet hätten, wäre keiner von uns mehr davongekommen. Mein Bataillon, das am Ende der Kolonne marschierte, bildete den Nachtrab und war den Geschossen der arabischen Reiter und des im Gestrüpp der zu beiden Seiten der Talmulde aufsteigenden Anhöhe versteckten glücklicherweise schlechtzielenden Fußvolkes ausgesetzt.

Bald mußte meine Sektion, bald diese

von Bolivar, gegen den Feind Front machen und eine oder zwei Salven abschießen um den Angriffen abzuwehren, als plötzlich eine große Schar regulärer Reiter Abd-el-Kaders meine Sektion überfiel. Einen Augenblick waren meine Soldaten von dem Troß überwältigt. Ich suchte meine Sektion wieder zu sammeln, da erhielt ich einen Flintenschuß durch beide Schenkel; gleichzeitig ließ ein prächtiger Reiter seinen Datagan auf mein hohes, steifes Képi niederfaulen, daß dieses wie eine Wassermelone in zwei Stücke geteilt und meine Kopfhaut bis auf den Schädelknochen durchschnitten wurde.

Blutüberströmt, ein roter Rebel vor den Augen, verteidigte ich mich blindlings so gut ich konnte; da gewahrte ich noch das Aufleuchten einer Zündpfanne neben mir, dann fiel ein großer Schatten über mich, mich unter sich begräbend. Was weiter mit mir geschah, ist mir wie ein Traum. Ich fühlte, daß ich aufgerichtet wurde; sorgende Arme setzten mich auf ein Pferd und hielten mich fest. Eine Frauenstimme, deren Klang sich mit dem Brausen in meinen Ohren vermischte, gab einen Befehl, dann verlor ich die Besinnung.

Im Lazarett erst, als ich wieder zu mir kam, erfuhr ich durch Major Le Moy Näheres über meine Rettung:

Als meine Sektion angegriffen wurde, war Salome mit ihrem Wagen zwischen dem Bataillon und meiner Kompagnie. Sofort überließ sie ihren Wagen der Obhut Achmeds und eilte, die Flinte in der Hand, zu der Schlachtlinie in dem Augenblick, als der große Araber auf mich einhieb. Salome schloß ihm eine Kugel vor den Kopf, daß er tot vom Pferde stürzte. Mit Hilfe des Sergeanten Morel von meiner Kompagnie zog sie mich unter dem Leichnam hervor und hob mich auf das prächtige Pferd des Toten und während Morel mich auf dem arabischen Sattel festhielt, schritt Salome zu meiner Rechten, den Bollblüter am Zaum führend. Am Ausgang der Talenge legten

sie mich in den Lazarettwagen. Der tapfere Morel kam mit heiler Haut davor. Salome war von einem arabischen Geschoß die Chedja und eine große Haarsträhne mitgenommen worden; außerdem hatte sie drei Löcher in ihrem Mantel.

Bevor ich weiter transportiert wurde, kam Salome, einen Augenblick benützend, wo ich allein war, um mich zu trösten. Das edle Weib wollte meine Dankesworte, meine Bewunderung nicht anhören.

— Loß deß, „Männele“, e Mamme gebt doch au ehr Lärve für ehr Kind, und bißch dü nid au e bess'l min Kind?

Dann kam auch der Major:

— Mein lieber Kamerad, Sie haben sich tapfer gehalten wie ein tüchtiger Offizier, und Ihre Amme wie eine römische Heldin. Ich werde Sie beide in meinem Bericht nicht vergessen.

Er hielt Wort. Außer unsern Vorbeeren ernteten wir, Salome und ich, zwei schöne Zitationen, solche, die sich durch eine ganze Laufbahn bewähren; Bolivar wurde Unterleutnant und Morel erhielt eine Tresse mehr. Was den glücklichen Gatten der Marschdame betrifft, so wurde dieser vom Trommler zum beneideten Amt eines Wagenmeisters befördert.

Kaum genesen beteiligte ich mich in demselben Jahre an der Einnahme der Smalah Abd-el-Kaders, die dem jungen General, Grafen von Numale, und dem Colonel Dousouf von den Spahis zu verdanken ist. Mein Bataillon spielte dabei eine nebensächliche Rolle. Wie die arabischen Hirten trieben unsere Mannschaften riesige Herden von Pferden, Kühen, Schweinen und Schafen vor sich her. Dann kehrten wir nach Algier zurück, wo uns, gesund und munter, Männele II und das Ehepaar Samuel Levy erwarteten.

#### IV. Berühmte Wahlsprüche.

Während der Anfang des Jahres 1844 für mein Bataillon ziemlich ruhig verlief, so gestaltete sich dessen Ende äußerst bewegt und zwar durch den großen, von

Maréchal Bugeaud errungenen Sieg bei Isly. Zwischen dem Kaiser von Marokko und dem Gouverneur war es zu Schwierigkeiten gekommen. General de Lamoricière mit sechs Bataillonen, das meinige mit einbegriffen, hielt die Grenze besetzt in der Nähe von Sidi-Aziz, als er von einem großen, berücktigten Kavallerietrupp von über viertausend Mann angegriffen wurde. Mein Bataillon, welches den Vortrab bildete, erlitt den ersten Anprall. Mit überlegener Ruhe ließ Major Le Moyne das Carré bilden; er wartete, bis die Anstürmenden in kaum hundert Meter Entfernung vorjprengten, dann kommandierte er: „Feuer!“

Bei den ersten Salven entstand vor uns ein Wall von Pferden und abgestürzter, toter oder verwundeter Reiter. Der Kampf war kurz aber hartnäckig. Wir alle gaben unser Bestes, selbst die Trommler, denen Salome mit dem Beispiel voranging. Sie hatten ihre Trommeln beiseite gestellt, und da es an Hüften und Patronentaschen nicht fehlte, waren sie zur Verstärkung an die vom Feind am meisten bedrängte Ecke des Carrés geeilt und schossen tapfer mit. Ein Kavallerieangriff der Spahis und der Chasseurs d'Afrique setzte dem Gefecht ein Ende. Die übel zugewerkelten Marokkaner flohen in der Richtung der Grenzstadt von Doudja, die man in der Ferne schimmern sah.

Hier muß ich eine höchst unerwartete Begegnung erwähnen. Es war zwei Tage vor der Schlacht vor Isly. Meine Kompagnie begleitete eine Proviantkolonne nach dem Lager des Maréchal Bugeaud. Als wir an einer kleinen im Bau befindlichen Schanze vorbeikamen, die als vorgeschobener Wachtposten unsere Grenze beschützen sollte, stutzte ich beim Anblick eines großen, mageren Genie-Leutnants, ein riesiges Köpi auf dem Kopf, dem ein rotfarbirtes Taschentuch als Radenschirm diente. Seine langen Arme wie ein optischer Telegraph bewegend, rannte der Leutnant die steile Böschung herab auf mich zu und fiel mir um den Hals.

— Ach, du bist's, „Männle!“

Und überglücklich umarmte ich meinen Freund Kroschele, der seit sechs Monaten in Algerien weilte.

Am 13. August fand die berühmte Schlacht bei Jslly statt, in welcher mein Bataillon sich tapfer bewährte, und Salome für ihre opferwillige Haltung vor allen Offizieren belobt wurde. Gegen Abend vergoldete ein herrliches Abendrot das Schlachtfeld und verstärkte in uns das glückliche Gefühl eines glorreichen Tages. Diese Schlacht ist von zahlreichen Historikern und Malern beschrieben und verherrlicht worden, viel besser als ich es tun könnte. Ich will hier nur die Auszeichnungen derjenigen erwähnen, die mir nahe stehen.

Major Le Moyne wurde zum Oberstleutnant, ich zum Oberleutnant befördert und befehlt den Befehl über meine Kompagnie. Salome erhielt noch eine Zitation. Der Gatte der Markfedenterin bekam eine zweite goldene Tresse. Sodann segelten wir wieder nach Algerien zurück.

Kabylonien, im Osten von Algier, erstreckt sich bis in das Djurjura-Gebirge, der kleinen algerischen Schweiz, die von einer berberischen, von den Numidiern von Jugurtha abstammenden Bevölkerung bewohnt ist. Diese aderbautreibenden, jedoch kriegslustigen Kabylonien, haben im Verlauf der Zeit schon den Römern und Türken viel Sorgen gemacht. Nun sollte die Reihe an uns kommen.

Von 1845 an mußten wir mehrere Jahre hindurch zahlreiche Aufstände beschwichtigen. Unter dem Befehl des Generals Marey-Monge wurden mehrere Expeditionen angeordnet, an denen mein Bataillon teilnahm. Im Jahre 1846 erhielten wir den Befehl mit einem Bataillon Zuaven unter Führung des Oberstleutnants Le Moyne die Dörfer des Stammes der Dulud-Uziz, dem Hinterhalt des Aufwieglers Bou-Nagla (der Mann mit dem Maulthier), zu überfallen.

Unser Vormarsch war so geschickt verdeckt, daß wir, ohne einen Flintenschuß abzugeben, in die Orangen- und Zitronenanlagen, die das erste Dorf umgaben, vordringen konnten. Ein Mädchen pflückte Obst. Als es uns erblickte, ließ es entsetzt auf und davon, ein kleines, weinendes Kind unbekümmert zurücklassend. Salome nahm das Kind auf den Arm, beruhigte es und trug es bis ins Dorf, dessen männliche Bewohner mit samt allem Vieh verduftet waren. Die Mutter des Kindes, die hinter einer Tür hervorspähte, näherte sich der Markfedenterin, die Hände flehend ausstreckend:

— Du auch bist Mutter, da du meinem Sohn zugelächelt hast.

Und ihr Kind glücklich an sich drückend jagte sie:

— Allah beschütze dich!

Anderer Frauen kamen herbei und schienen Salomes Verhalten allgemein Beifall zu zollen. Wir setzten unsern Marsch fort, ließen aber zur Erleichterung unserer Kolonne, deren schweren Troß, so auch Salome und ihren großen Wagen, unter dem Schutz einer Section zurück. Achmed begleitete uns mit einem gefattelten Esel.

Als wir am Abend von unserer mühsamen und fruchtlosen Unternehmung ermattet ins Dorf zurückkamen, bot sich uns ein schauerliches Schreckensbild dar. Unsere armen Kameraden waren durch einen Ueberfall des Feindes überrascht und alle getötet und enthauptet worden. Salome? Ein Schauer rüttelte mich. Da öffnete sich die Türe eines Nachbarhäuschens und Salome, gestützt von der Mutter des kleinen Kindes und andern Frauen, trat uns entgegen, lebend, aber mit Wunden bedeckt.

— Die Frauen dieses Dorfes haben mich vor dem Tode gerettet! rief sie.

Und die Kabylonienfrau fügte hinzu:

— Die Güte hat die französische Schwester gerettet. Jedoch, Blut heißet Blut; geht schnell von dannen, denn sie werden wiederkommen, zahlreicher als ein Schwarm Heuschrecken.

Salome genas nur langsam. Sie hatte acht tiefe Stichwunden erhalten; doch die sorgsame Verpflegung all ihrer Freunde und ihre gesunde Natur taten ihr Bestes.

Nach dem Aufstand der Ziban und der Einnahme von Zaatcha gegen Ende des Jahres 1851, verließ mein Bataillon das afrikanische Land, um zu seinem Regiment nach Straßburg zurückzukehren. Ich hatte die Hauptmannsepauletten nach achtjährigem Felddienst erworben und Salome reichliche Lorbeeren geerntet. Auf Antrag meines Onkels, des Gendarmerieobersten, den sein Freund, Marchal Magnan, aufs beste unterstützte, geruhete der Präsident der Republik der römischen Heldin des Oberstleutnants Le Moyne, der treuen Amme des „Männle I“ und Mutter des „Männle II“, das Kreuz der Légion d'Honneur zu verleihen.

Und „Paul“ und „Virginie“?

Paul und Virginie wurden, wie es sich geziemt, im altertümlichen Münster mit Pracht und Orgelklang getraut. Als der Hochzeitszug aus dem Laurentinsportal trat, konnten die Straßburger Patrioten, die Anhänger des schönen Frankreichs, sich die Augen weiden. Sie grüßten mit Ehrfurcht die ruhmvolle „Bernardine de St-Pierre“, Salome die Markfedenterin.

Stanz d'Dragheim.

### Die Affenhand

(Mit einer Abbildung.)

(Aus dem Englischen überfetzt von Adrien de Basseaud.)

Draußen ist die Nacht feucht und kalt; in dem kleinen Salon der Laburnam-Villa aber sind die Vorhänge sorgsam zugezogen und das Feuer knistert lustig. Vater und Sohn spielen Schach. Einigemale schon hat ersterer seinen König in so gefahrdrohende Stellungen geschoben, daß die alte weißbehaarte Dame, die das Strickzeug in den Händen, am Ramin sitzt, sich nicht enthalten konnte, ihre Bemerkungen laut werden zu lassen.

— Hört ihr diesen Sturm? jagte Herr

White, der einen fatalen Irrtum zu spät eingesehen hat und die Aufmerksamkeit seines Sohnes ablenken möchte.

— Ich höre, antwortete dieser, ohne die Augen vom Schachbrett zu erheben.... Schach!

— Ich glaube kaum, daß er heute abend kommen wird, fuhr der Vater fort.

— Matt! versetzte der Sohn.

— Das hat man davon, wenn man so weit draußen wohnt, tobte Herr White in plötzlich ausbrechender Wut; von allen schmutzigen, abgelegenen Gegenden ist diese hier sicherlich die schlimmste. Die Straße ist wie ein Moor und der Weg wie ein Bach. Ich möchte wissen, was die Leute wohl denken. Weil es hier nur zwei bewohnte Häuser gibt, meinen sie wahrscheinlich, daß unsere Behaglichkeit von geringer Bedeutung ist!

— Beruhige Dich, mein Freund, sagte seine Frau zärtlich; Du wirst die nächste Partie gewinnen.

Herr White hob erstaunt den Kopf, rasch genug, um einen vielsagenden Blick zwischen Mutter und Sohn aufzufangen. Die Worte erstarrten auf seinen Lippen und nur schlecht verbiß er eine ärgerliche Grimasse.

— Da ist er, rief Herbert White, als er die Gartenpforte zuschlagen hörte, während schwere Schritte sich der Haustüre näherten.

Der alte Herr erhob sich eilig und ging in das Vorzimmer, wo er den Ankömmling mit bedauernden Worten begrüßte.

Der Besucher ergoß sich in allerlei Betrachtungen über sein eigenes, bemitleidenswertes Schicksal, so daß Frau White ärgerlich wurde und leicht hüftelte, als ihr Gatte in das Zimmer trat, gefolgt von einem dicken Herrn mit hochrotem Gesicht und runden vortretenden Augen.

— Wachtmeister Morris, sagte White vorstellend.

Der Wachtmeister ergriff die dargebotenen Hände, und sich auf den ihm gewiesenen Sessel am Ramin niederlassend, wartete er geduldig, während sein Gast-

geber den Whisky und die Gläser aus dem Schrank hervorholte und einen kleinen kupfernen Kessel aufs Feuer stellte.

Beim dritten Glas wurden die Augen des Wachtmeisters glänzender; er wurde redselig. Der kleine Familienkreis betrachtete nun mit etwas größerem Interesse den Besucher aus fernen Landen, der sich in seinem Sessel breit machte und wilde Szenen und verblüffende Heldentaten erzählte.

— Es sind einundzwanzig Jahre her, sagte Herr White, seiner Frau und seinem Sohne zurückend, seit Morris das Geschäft verließ; damals war er noch ein Junge. Betrachtet ihn jetzt!

— Er scheint nicht viel gelitten zu haben, antwortete Mistreß White höflich.

— Ich wäre auch gern nach Indien gegangen, nahm ihr Gatte die Rede wieder auf..., nur um mir's anzusehen.

— Sie haben besser daran getan, hier zu bleiben, versetzte der Wachtmeister kopfschüttelnd.

Er stellte das leere Glas auf den Tisch und mit einem neuen Seufzer schüttelte er nochmals den Kopf.

— Ich hätte zu gern jene alten Tempel, die Fakire und Zauberer gesehen, fügte White hinzu. Uebrigens, Morris, was hatten Sie lezthin für eine Geschichte angefangen, Sie erzählten mir von einer Affenhand?

— Nichts, antwortete der Soldat rasch, jedenfalls nichts sehr Interessantes.

Eine Affenhand? frug die neugierige Mistreß White.

— Ja... Sie würden das vielleicht Zauberei nennen, meinte der Soldat.

Aufmerksam lauschten die drei Zuhörer. Der Wachtmeister führte zerstreut das leere Glas an seine Lippen, dann stellte er es wieder auf den Tisch, sein Gastgeber füllte es.

— Wenn man sie betrachtet, sagte der Besucher, indem er seine Lippen durchsuchte, könnte man sie für irgend eine vertrocknete Mumienhand halten.

Dabei zog er einen Gegenstand aus der

Tasche und zeigte ihn. Mistreß White fuhr mit entsetzter Miene zurück, ihr Sohn aber ergriff ihn und betrachtete ihn neugierig.

— Und welche Eigentümlichkeit besitzt diese Hand? frug Mr. White, der sie seinem Sohne abnahm, und ebenfalls eingehend betrachtete; dann legte er sie auf den Tisch.

\*\*

— Ein alter Fakir, ein sehr heiliger Mann, hat ihr eine magische Macht zugesprochen, sagte der Wachtmeister. Er wollte beweisen, daß das Schicksal das menschliche Leben leitet, und daß jene, die es verbessern wollen, dies stets zu ihrem Leidwesen erfahren müssen. Dem Zauber zufolge könnten drei verschiedene Personen je drei Wünsche in Erfüllung gehen sehen.

Der Ton, mit dem Morris diese Worte sprach, war so ergreifend, daß seinen Zuhörern das Lachen verging.

— Nun, meinte Herbert White, warum haben Sie diese drei Wünsche nicht ausgesprochen?

Der Soldat betrachtete ihn sinnend mit dem Ausdruck, den erfahrene Leute der vorwichtigen Jugend gegenüber anzunehmen pflegen.

— Ich habe sie ausgesprochen, versetzte er leise.

Wirklich? Und Ihre drei Wünsche wurden erfüllt? frug Mrs. White.

— Ja, sagte der Wachtmeister, dessen Zähne auf das Glas aufschlugen.

— Hat eine andere Person die Macht dieses Talismans erprobt? forschte die alte Dame weiter.

— Ja... Ein erstes Mal hatte ein Mann seine drei Wünsche in Erfüllung gehen sehen. Die beiden ersten kenne ich nicht, der dritte aber hat um den Tod. Deshalb bin ich im Besitze der Hand.

Morris' Gesichtsausdruck war so ernst, daß eine tiefe Stille eintrat.

— Da Ihre drei Wünsche erfüllt wurden, ist diese Hand von keinerlei Nutzen

mehr für Sie, sprach endlich White. Warum behalten Sie sie dann?

Der Soldat schüttelte seinen Kopf.

— Aus eitler Laune, denke ich, jagte er langsam. Ich hatte Lust, sie zu verkaufen, doch ich glaube kaum, daß ich mich dazu entschließen kann. Sie hat schon genug Unglück bewirkt! Uebrigens will kein Mensch sie kaufen. Man hält meine Geschichte für ein Märchen. Einige Leute, von jenen, die ihr etwas Glauben schenken, möchten vorerst die Macht dieser Hand erproben, bevor sie dieselbe bezahlen.

— Wenn Sie nochmals drei Wünsche machen dürften, meinte der alte Herr augenzwinkernd, würden Sie den Versuch anstellen?

Ich weiß es nicht, versetzte der andere.... Ich weiß es nicht.

Morris nahm die Hand, und zwischen Daumen und Zeigefinger haltend, ließ er sie einige Male hin und her banneln. Dann plötzlich warf er sie ins Feuer. Mit einem leichten Schrei bückte sich White und zog sie aus der Glut.

— Lassen Sie sie lieber verbrennen, jagte der Soldat mit tieferer Stimme.

— Wenn Sie sie doch nicht mehr brauchen, Morris, meinte aber der andere, dann schenken Sie mir dieselbe.

— Nein, widersprach sein Freund in sichtbar schlechter Laune.... Ich hatte sie ins Feuer geworfen. Wenn Sie dieselbe behalten, dann machen Sie mir keine Vorwürfe über das, was geschehen wird. Nun! Seien Sie ein vernünftiger Mensch und werfen Sie die Hand in die Glut zurück.

White schüttelte verneinend den Kopf und betrachtete aufmerksam sein neues Eigentum.

— Wie muß man es denn machen? frag er.

— Halten Sie sie in Ihrer rechten Hand, erklärte der Wachtmeister und sprechen Sie laut Ihren Wunsch aus.... Vor den Folgen habe ich Sie jedoch gewarnt.

Man meint ein Märchen aus „Tausend

und eine Nacht“ zu hören, jagte Mrs. White, die aufstand, um die Vortehrungen zum Essen zu treffen.

— Glaubst Du nicht, fügte sie an ihren Mann gewendet hinzu, daß Du mir vier Hände wünschen könntest?

White zog den Talisman aus der Tasche, und alle drei lachten; doch, der Wachtmeister hielt bestürzt seinen Arm zurück.

— Wenn Sie einen Wunsch aussprechen wollen, jagte er rauh, so sei es wenigstens um etwas Vernünftiges!

Mr. White versenkte die Affenhand in seiner Tasche, und die Stühle zurecht rückend, führte er seinen Freund an den Tisch.

\*\*

Während des Essens war der Talisman beinahe vergessen, und als die kleine Gesellschaft sich wieder um das Kamin versammelte, mußte die Familie White eine neue Auflage von Morris' Abenteuer in Indien über sich ergehen lassen.

— Wenn die Geschichte von der Affenhand nicht glaubwürdiger ist als jene, die er uns eben erzählte, jagte Herbert, als sich die Türe hinter dem Gast geschlossen hatte, so wird uns dieser Gegenstand von wenig Nutzen sein!

— Hast Du ihm etwas dafür geschenkt? frag Mrs. White ihren Mann scharf ansiehend.

— Eine Kleinigkeit, antwortete dieser leicht verlegen. Er wollte nichts annehmen, ich habe ihn aber dazu gezwungen.... Er hat nochmals darauf gedrungen, daß ich seinen Talisman vernichten soll.

— Ich kann das verstehen, meinte Herbert, mit erkünsteltem Schauer. Nun sind wir nahe daran reich, berühmt, glücklich zu sein. Fürs erste, Vater, wünsche Dir Kaiser zu sein; auf diese Weise wirst Du nicht mehr getadelt werden!

Schon lief Herbert um den Tisch herum, gefolgt von Mrs. White, die sich mit



Herrn, die Augen auf das verglimmende Feuer gefeßt, in dem er phantastische Gestalten tanzen zu sehen glaubte.

einem Decken bewaffnet hatte, um den Lasterer zu strafen.

Mr. White zog die Affenhand aus der Tasche und betrachtete sie sinnend.

— Ich muß gestehen, sagte er langsam, daß ich gar nicht weiß, was ich wünschen soll; besitze ich doch alles, was ich brauche.

— Wenn Du die Restschuld des Hauses tilgen könntest, wärest Du nicht vollkommen glücklich? frug Herbert, die Hand auf des Vaters Schultern legend. Wohl-an! so wünsche Dir zweihundert Pfund, dann ist es erledigt.

Ueber seine eigene Leichtgläubigkeit lächelnd, erhob der Vater den Talisman, während der Sohn sich mit ernsthafter Miene ans Klavier setzte und einige dröhnende Akkorde griff.

— Ich wünsche zweihundert Pfund... sprach feierlich der alte White.

Ein kräftiges Tremolo begrüßte diese Worte, aber ein Schrei des Alten unterbrach den Lärm. Frau und Sohn liefen bestürzt herbei.

— Sie hat sich bewegt! schrie er, einen Blick des Ekels auf die am Boden liegende Hand werfend. Während ich meinen Wunsch äußerte, hat sie sich in meiner Hand gekrümmt wie eine Schlange.

— Ich sehe kein Geld, sagte Herbert, indem er den Talisman aufhob und auf den Tisch legte; und ich möchte wetten, daß wir es niemals sehen werden.

— Es war nur Einbildung, Vater, fügte Mrs. White hinzu, einen besorgten Blick auf ihren Gatten werfend.

Dieser schüttelte verneinend den Kopf.

— Nun, es soll mir recht sein... aber erschreckt hat es mich doch.

Die Familie ließ sich wieder am Kamin nieder und die beiden Männer rauchten ihre Pfeife zu Ende. Draußen tobte der Sturm mit neuer Gewalt... Als eine Lüre im oberen Stockwerk zuschlug, fuhr White nervös in die Höhe. Eine unheimliche Stille herrschte in dem kleinen Salon, bis das alte Paar sich zur Nachtruhe zurückzog.

— Ich hoffe, daß Du das Geld, in

einem Sack verpackt, in Deinem Bett vorfinden wirst, sagte Herbert, als er seinen Eltern „Gute Nacht“ wünschte, und daß ein grinsendes Ungeheim, von deinem Schrant herab Dir zusieht, wie Du das unrechte Gut einsteckst.

Herbert blieb allein in der Dunkelheit zurück, die Augen auf das verglimmende Feuer geheftet, in dem er phantastische Gestalten tanzen zu sehen glaubte.

Die letzte war so erschreckend, so affenähnlich, daß er darüber staunte. Sie schien sich dermaßen zu beleben, daß er mit erzwungenem Lachen nach dem Tisch tastete, ein Glas Wasser suchend, um es darauf zu schütten. Er fand nur die Affenhand und erschauernd wuschte er seine Finger an seinem Rock ab und stieg hinauf in sein Zimmer.

\*\*

Am nächsten Morgen, beim hellen Schein der Winter Sonne, die sich in den Kristallgläsern auf dem Frühstückstisch brach, lachte Herbert über seine gestrige Furcht. Das Zimmer schien viel gemüthlicher als am Abend zuvor. Die kleine, schwarze, eingeschrumpfte Hand war nachlässig auf eine Konsole gelegt worden, den geringen Glauben bekundend, den man ihrer Macht schenkte.

— Alle diese alten Soldaten sind sich doch gleich, sagte Mrs. White. Wie kann man auch solch ungerichtetes Zeug anhören! Wie sollten sich in unserer Zeit Wünsche erfüllen? Und wenn dies geschehen könnte, wie sollten Dir zweihundert Pfund einen Schaden zufügen, Vater?

— Indem sie ihm aus dem Himmel auf den Kopf fallen, verjegte der leichtsinnige Herbert.

— Morris beteuert, daß die Ereignisse so natürlich eintreffen, erklärte White, daß man sie einem einfachen Zufall zuschreiben kann.

— Verschwende nur das Geld nicht, bis ich heimkomme, riet Herbert, indem er vom Tisch aufstand... Es möge Dich auch

ja nicht zum Geizhals werden lassen, sonst müßten wir Dich verleugnen.

Mrs. White lächelte und ihren Sohn bis zur Türe geleitend, folgte ihm ihr Blick, während er die Straße hinabschritt; dann setzte sie sich wieder an den Tisch und neckte ihren Gatten über seine Leichtgläubigkeit, was sie übrigens nicht hinderte, als der Postbote anklopfte, an die Türe zu eilen und, als sie gesehen, daß die Post nur eine Schneiderrechnung enthielt, über die den Wachtmeistern eigene Unmäßigkeit zu schimpfen.

— Ich denke mir, daß Herbert uns auslachen wird, wenn er heimkommt, sagte sie.

Ach! seufzte Mr. White, der sich ein Glas Bier einschenkte.... aber trotzdem hat sich der Gegenstand in meiner Hand gerührt... das könnte ich schwören.

— Das hast Du Dir eingebildet, meinte die alte Dame beschwichtigend.

— Ich versichere Dich, sie hat sich bewegt, widerspricht der andere.... Die Einbildung hat in diesem Falle keine Rolle gespielt; kaum hatte ich... Na, was gibt's?

Mrs. White antwortete nicht. Sie beobachtete draußen die geheimnisvollen Gebärden eines Fremden, der, unschlüssig, das Haus betrachtete und sich Gewalt anzutun schien, um es zu betreten.

Den Geist immer noch mit den zweihundert Pfund beschäftigt, bemerkte sie, daß der Fremde gut gekleidet war und einen neuen Seidenhut trug. Dreimal schon hatte er sich dem Gittertor genähert, und dreimal war er wieder zurückgetreten. Beim vierten Versuch legte er die Hand auf den Drücker, und, einen plötzlichen Entschluß fassend, öffnete er die Pforte und betrat den Garten. Mrs. White löste in aller Eile die Bänder ihrer Schürze und verberg diesen Gegenstand häuslicher Nützlichkeit unter dem Sofakissen.

Sodann ließ sie den höchst verlegen scheinenden Besucher in den Salon eintreten. Er schaute flüchtig auf die alte Dame und hörte mit besorgter Miene die

bedauernden Worte, mit welchen sie die Unordnung im Zimmer, und die Hausjoppe ihres Mannes, welche dieser nur zur Gartenarbeit zu tragen pflegte, entschuldigte.

Sodann, wie es sich ihrem Geschlecht geziemte, wartete sie geduldig, daß der Fremde den Grund seines Besuches angeben möge; doch, er verharrte vorerst in sonderbarem Schweigen.

— Ich... man hat mich gebeten, hierher zu kommen, sagte er endlich.... Mr. Maw und Maggins haben mich gesandt....

Die alte Dame erschrak.

— Was gibt es? frug sie mit zitternder Stimme. Ist Herbert etwas zugestoßen? Was?... Was denn?...

Ihr Gatte trat hinzu.

Sei beruhigt... setze Dich!.... Beeile Dich doch nicht gleich Schlussfolgerungen zu ziehen.... Sie bringen uns doch keine schlechten Nachrichten, nicht wahr, mein Herr?

Und er betrachtete aufmerksam den Besucher.

— Es tut mir leid, begann dieser....

— Er ist verwundet! schrie die Mutter.

Der Mann nickte stumm.

— Schrecklich, sagte er langsam.... aber wenigstens leidet er nicht.

— Oh! Gott, ich danke dir! rief die alte Dame, die Hände faltend. Ich danke dir, mein Gott!

Doch jogleich verstummte sie, während ihr in plötzlicher Erkenntnis die fürchterliche Bedeutung dieser Gewißheit einleuchtete; sofort auch las sie die Bestätigung auf den bekümmerten Zügen des andern. Stumm wandte sich Mrs. White zu ihrem Gatten, der noch nichts begriffen hatte, und legte ihre zitternde, welke Hand auf seine Schultern.

— Er ist von dem Triebwerk erfaßt worden, sagte endlich der Besucher mit leiser Stimme.

— Vom Triebwerk erfaßt worden, wiederholte Mr. White stumpfsinnig... ja.

Sein starrer Blick irrte nach dem Fenster, dann die Hände seiner Frau erfafs-

jend, drückte er sie, wie damals, als sie noch Verlobte waren.

— Wir hatten nur noch dieses Kind, sagte er, sich an den Besucher wendend. Der Schlag ist hart.

Der andere räusperte sich, und sich erhebend schritt er langsam zum Fenster.

— Das Geschäft, sagte er, ohne sich umzuschauen, hat mich gebeten, Ihnen sein Beileid zu diesem großen Verlust auszudrücken.

Niemand antwortete. Das Gesicht der alten Dame war aschfahl, ihre Augen irrten unsicher, ihr Atem war kaum merklich; die Züge ihres Gatten trugen jenen Ausdruck, den wohl sein Freund, der Wachtmeister, bei seiner ersten Schlacht gehabt hatte.

— Ich soll Ihnen noch berichten, fuhr der Fremde fort, daß die M. M. Maw und Maggins jede Verantwortlichkeit verweigern. Jedoch, in Anbetracht der von Ihrem Sohn geleisteten Dienste, wünschen sie, Ihnen eine Geldsumme anbieten zu dürfen.

Mr. White ließ die Hand seiner Frau fallen und sich aufrichtend, warf er einen Blick des Entsetzens auf den Fremden.

— Wieviel?

— Zweihundert Pfund, war die Antwort.

Den Schrei seiner Frau überhörend, streckte der alte Mann, wie in plötzlicher Erblindung, die Hände aus und stürzte ohnmächtig zu Boden.

\*\*

Auf dem neuen, einige Meilen entfernten Friedhof, betteten die alten Leute ihr geliebtes Kind; dann kehrten sie in ihr stilles Haus zurück. Dies alles war so rasch vorübergegangen, daß sie kaum Zeit gehabt hatten, darüber nachzudenken. Ihnen war, als ob sich noch etwas anderes ereignen sollte, etwas, das diese, für ihre müden Schultern allzu schwere Last lindern sollte.

Jedoch, die Tage vergingen; auf die Erwartung folgte die Ergebung — die

hoffnungslose Ergebung der Greise, die man manchmal, mit Unrecht zwar, Apathie nennt. Hin und wieder wechselten sie einige, wenige Worte, denn sie hatten sich nun nicht mehr viel zu sagen, und die Tage verliefen in trostloser Eintönigkeit.

Es war eine Woche nach dem schrecklichen Vorfall. In der Nacht erwachte White plötzlich; er streckte seine Hand aus und wurde gewahr, daß er allein war.

Das Zimmer war in tiefes Dunkel gehüllt; vom Fenster her ertönte unterdrücktes Schluchzen. White erhob sich im Bett und horchte.

— Komm, sagte er zärtlich, Du wirst Dich noch erkälten.

— Für meinen Jungen ist es noch kälter, sagte die alte Dame, noch heftiger weinend.

Nach und nach aber schien White nicht mehr zu hören. Das Bett war warm, seine Augen fielen zu. Er versiel in einen unruhigen Schlaf, bis ein durchdringender Schrei seiner Frau ihn weckte.

— Die Hand! rief sie. Die Affenhand! Bestürzt setzte sich White aufrecht.

— Wo!... Wo ist sie?... Was gibt's?...

Mrs. White trat näher.

— Ich will sie, sagte sie ruhig. Du faßt sie doch nicht vernichtet?

— Sie ist im Salon, auf der Konsole, antwortete ihr Mann verwundert. Warum?

Die alte Dame lachte und weinte zugleich.

— Ich habe eben erst daran gedacht, sagte sie eifrig. Wie kam es, daß ich mich nicht früher darauf besann? Warum auch hast Du selbst nicht daran gedacht?

— An was gedacht? frug er.

— An die zwei andern Wünsche. Wir haben ja nur einen ausgesprochen.

— Genügt er nicht? brummte der Gatte.

— Nein, rief triumphierend die alte Dame; wir werden einen andern aussprechen. Geh, hole die Hand und wünsche, daß unser Kind wieder lebe.

Der Alte schlug die Decke über seinen schauernden Gliedern zurück.

— Großer Gott! Bist Du von Sinnen? rief er bestürzt.

— Nimm die Hand... nimm sie schnell und äußere Deinen Wunsch!... Oh! mein Kind... ich will mein Kind!

White rieb ein Streichholz und entzündete eine Kerze.

— Komm ins Bett, befahl er.... Du weißt nicht, was Du sprichst.

Hartnäckig beharrte Mrs. White:

— Unser erster Wunsch ging in Erfüllung. Warum sollte der zweite nicht ebenfalls erfüllt werden?

— Ein Zufall war's, stotterte der alte Mann.

— Geh', hole die Hand und sprich den Wunsch aus, schrie seine Frau vor Aufregung zitternd.

White wandte sich um und schaute traurig in das verzerrte Gesicht; seine Stimme schwankte, als er sagte:

— Er ist schon seit zehn Tagen tot, und übrigens ist er... ich will Dir nicht mehr sagen, aber... erinnere Dich, daß ich ihn nur an seinen Kleidern erkannt habe.... Was nun, wenn Du ihn nicht ohne Schrecken anschauen könntest?

— Laß ihn zurückkommen, schrie die alte Dame.... Glaubst Du, daß ich das Kind, das ich genährt habe, fürchten werde?

Und sie drängte ihren Mann zur Türe.

White stieg in das Erdgeschoß hinunter und tastete sich mühsam durch den finstern Salon bis zur Konsole. Der Talisman lag an seinem Platz. Ein fürchterlicher Schreck durchfuhr White. Wenn nun die verstümmelten Ueberreste seines Sohnes durch den noch nicht ausgesprochenen Wunsch auferständen und ihm hier plötzlich erschienen, bevor er noch das Zimmer verlassen könnte!... Das Blut erstarrte in seinen Adern, als er gewahr wurde, daß er die Türe nicht mehr fand. Kalter Schweiß auf der Stirne, ging er um den Tisch herum und

drückte sich nun der Wand entlang, bis er den engen Gang erreichte. In der Hand hielt er den verhaßten Gegenstand.

\*\*

Als er in das Schlafzimmer trat, kam ihm alles verändert vor — selbst das Gesicht seiner Frau. Es erschien fahl und kummervoll, und ein sonderbarer Ausdruck, den er noch nie an ihr gesehen, versetzte ihn in Furcht.

— Wünsche! gebot sie mit fester Stimme.

— Es ist eine Sinnlosigkeit und ein Verbrechen, murmelte er.

— Wünsche! wiederholte seine Frau. White erhob die Hand.

— Ich wünsche, daß mein Sohn wieder lebendig werde.

Der Talisman fiel auf den Boden; der alte Mann betrachtete ihn mit Entsetzen. Ein Schauer rüttelte ihn und er ließ sich auf einen Sessel fallen, während Mrs. White mit glänzenden Augen auf das Fenster zuschritt und die Vorhänge zurückschlug.

Vor Kälte zitternd, blieb White sitzen. Von Zeit zu Zeit warf er einen Blick auf seine Frau, die, am Fenster stehend, auf die Straße hinabsah.

Das Stückchen Kerze in dem Porzellanleuchter warf einen zitternden Schimmer auf die Decke und die Wände.... Nach einem letzten flackernden Aufleuchten erlosch es vollständig.

Mit einem unsäglichen Gefühl von Erleichterung stellte der Greis das Versagen des Talismans fest und kehrte in sein Bett zurück. Zwei Minuten später legte sich auch seine Frau stillschweigend nieder.

Kein Wort wurde gewechselt; stumm horchten sie auf das eintönige Ticken der Wanduhr. Eine Treppenstufe knackte; eine Maus huschte durch ein Loch in der Wand. Die Dunkelheit war atembeklemmend. Sich ein Herz fassend, entzündete

White ein Streichholz und ging hinunter, um eine Kerze zu holen.

Auf der letzten Stufe erlosch das Streichholz; White blieb stehen, um ein zweites zu entzünden. Im selben Augenblick wurde an die Haustüre geklopft, ganz leise, daß man es kaum vernahm.

Die Streichholzschachtel entfiel den zitternden Händen des alten Mannes und der ganze Inhalt flog auf den Korridor. Entsetzt blieb er wie angewurzelt stehen, als ein neues Klopfen erscholl. Da wandte sich White und eilte in sein Zimmer zurück und versperrte dessen Türe. Zum dritten Male ertönte das Klopfen in dem stillen Haus.

— Was ist das? frug die alte Dame aufmerksam lauschend.

— Nichts... eine Ratte, antwortete White zähneklappernd. Ich habe sie eben gespürt, wie sie mir auf der Treppe durch die Beine lief.

Im Bett aufrecht sitzend, horchte seine Frau immer noch. Ein kräftiger Schlag erscholl diesmal an der Haustüre.

— Es ist Herbert! rief Mrs. White.... Es ist Herbert!

Sie eilte an die Türe, aber ihr Mann vertrat ihr den Weg, sie am Arm festhaltend.

Im Geist sah er das fürchterliche Bild, das Erscheinen des entsetzlich verstümmelten, seit zehn Tagen schon der Verwesung überlassenen Toten.

— Was willst Du tun? murmelte er mit heiserer Stimme.

— Es ist mein Sohn.... es ist Herbert! rief sie und suchte sich der sie umklammernden Hand zu entwinden. Ich habe vergessen, daß er ja zwei Meilen von hier entfernt ist... Warum hältst Du mich zurück?... Laß' mich vorbei! Ich muß die Türe öffnen!

— Er soll um Gottes Willen nicht hereinkommen! warnte der Alte an allen Gliedern zitternd.

— Du fürchtest Dich vor Deinem Sohn! schrie seine Frau. Laß' mich durch,

sage ich Dir! Ich komme, Herbert, ich komme!

Jetzt klopfte es immer lauter. Alle Kraft aufbietend entriß sich die alte Dame den sie umklammernden Händen und eilte aus dem Zimmer. White folgte ihr bis auf den Flur und, während sie schon die Treppe hinabeilte, bat er immer noch, sie möge doch zurückkommen. Er hörte, wie die Sicherheitskette an der Türe gelöst wurde; dann knarrte der untere Riegel. Da rief die alte Dame mit feuchender Stimme:

— Der Riegel!... Komm' herab!... Ich kann ihn nicht erreichen.

Aber White, auf allen Vieren am Boden kriechend, suchte nach der Affenhand. Wenn er sie nur erreichen könnte, bevor dieses „Etwas“ ins Haus tritt!

Das Pochen an der Haustüre ertönte wie Trommelwirbel. Er hörte, wie seine Frau einen Stuhl in den Flur schleppte und an die Türe stellte. Ganz genau vernahm er das Knarren des Riegels.

In diesem Augenblick fand er die Affenhand und außer Sinnen, sprach er seinen dritten Wunsch....

— Er soll nicht hereinkommen! Der entstellte Leichnam möge in der Erde verbleiben!

Blötzlich hörte das Klopfen auf, obwohl dessen Echo in dem Haus noch fortzutönen schien. White hörte, wie der Stuhl fortgerückt und die Türe geöffnet wurde. Ein kalter Wind segte über die Treppe; ein enttäuschtes, schmerzliches Wimmern seiner Frau gab White den Mut, zu ihr zu eilen und auch einen Blick hinter die Türe zu werfen.

Im fahlen Schein der Gaslaterne auf dem gegenüberliegenden Steg gewahrte er eine ruhige, menschenleere Straße....

**Barter und Jacobs.**

Druckfehlerteufel.

„... Meta aber ließ sich als Gouvernante ausbilden, denn sie hatte schon immer eine Vorliebe für kleine Kinder.“

## Eine Lektion, die zwei Pfund Butter wert ist.

Wenn ich an die Zeit zurückdenke, als ich noch ein kleiner Knabe war, kann ich mich des Lachens nicht erwehren bei der Erinnerung an Vater Mitouflard und an Mutter Cadet, die beide wohl die drolligsten Gestalten des Dorfes waren, in dem ich damals wohnte.

Vater Mitouflard und Mutter Cadet waren Vetter und Base zu einander, doch hätte kein Mensch dies erraten können, denn sie sahen sich so wenig ähnlich wie Tag und Nacht.

Mager und dünn sah Mutter Cadet aus, wenn sie die Hauptstraße herabkam, wie eine Bohnenstange, die sich aus dem Garten geschlichen hatte; doch keiner der kleinen Jungen wagte es, sich über sie lustig zu machen, denn wir hatten eine riesige Furcht vor ihren langen Armen und vor ihren schrecklich langen Beinen, mit welchen sie den größten Schnelläufer unter uns eingeholt hätte.

Trotz ihrer etwas lächerlichen Art war Mutter Cadet die beste Frau der Welt; sie wohnte oben im Dorfe, wo sie eine kleine Meierei betrieb, deren Butter meistweit gepriesen wurde. Vater Mitouflard hingegen bildete den direkten Gegensatz zu seiner Base. Kaum so groß als ein Zwerg, besaß sein Körper in der Breite, was ihm an Höhe abging.

Darauf sah ein roter riesiger Kopf und seine Beine waren so kurz, daß, von Ferne gesehen, seine Gestalt sich auf Krollchen zu bewegen schien.

Er galt als ein ausgesprochener Faulpelz; obwohl Eigentümer eines hübschen Häuschens und eines schön liegenden Ackers, ließ er das Haus, Stein um Stein, verfallen und das Feld vom Unkraut überwuchern; er arbeitete nur ab und zu und dennoch nahm seine Fettleibigkeit täglich zu, denn hinsichtlich des siebenten Gebotes nahm er es nicht so genau und stets ver-

stand er es, sich zu Ungunsten anderer zu nähren.

Im ganzen Bann, wenn zahllose Hühner verschwanden, die niemals wieder den Weg zu ihrem Stall fanden, wenn Apfelbäume heimlich ihrer Früchte beraubt und viele andere Missetaten begangen wurden, so schrieb jeder Mann dies dem alten Mitouflard zu, doch niemand getraute sich, ihn offen anzuklagen, denn man fürchtete seine Bosheit.

Vater Mitouflard und Mutter Cadet waren sich trotz ihrer Verwandtschaft stets ziemlich fremd geblieben, als plötzlich der alte Schwerenöter eine rege Sympathie für seine Cousine zu empfinden schien; er erkundigte sich nach ihrem Wohlergehen, sprach tags darauf wieder vor und ebenso am folgenden Tag und da der ihm bereitete Empfang nicht allzu kühl war, ging kein Abend mehr vorüber, ohne daß er einen Spaziergang zu der Base unternahm.

Im Anfang verhielt sich Mutter Cadet etwas abweisend; doch der Vetter sah so freundlich aus, er erzählte so drollige Geschichten, daß die alte Frau zu der Ueberzeugung gelangte, daß er mehr verleumdet wurde als er verdiente.

Und die beiden plauderten und leertten eine Tasse Kaffee um die andere, während die Zeiger der alten Wanduhr zu eilen schienen.

Eines Abends traf der alte Mitouflard seine Base in heller Aufregung.

— Dolla! schöne Cousine! Was ist Euch in die Quere gekommen! Ihr schneidet ja ein Gesicht . . .

— Dazu habe ich meinen guten Grund, Vetter!

— Ich weiß wohl, daß es kein Feuer gibt ohne Rauch und keinen Aerger ohne Ursache, aber sagt mir doch, was Euch bedrängt?

— Nun denn; seit letzter Woche hat sich ein böser Geist in mein Haus eingeschlichen; ich mag noch so aufpassen, es ist gerade so viel als wie wenn ich durch meine Finger blasen wollte, um die Mühlenräder in Gang zu bringen! Oh! der

Bösemicht! Oh! der Glende! Welcher böse Geist es auch sein mag, wenn ich ihn hielte, ich würde ihm heimleuchten mit einem Zünder, wie selbst der Teufel, sein Patron, noch keinen gesehen hat.

— Nanu! was hat er denn angestellt, um Euch so aufzuregen?

Mutter Cadet warf den Kopf in den Nacken, so daß der strohgelbe, spitze Haarschopf ins Wanken geriet, sie kreuzte die langen Arme über ihrer mageren Brust und ihrem Vetter scharf ins Auge blickend, sagte sie:

— Was er angestellt hat! Na, ich will's Euch sagen: er hat mich bestohlen, er bestiehlt mich noch, er stiehlt mir meine Butter!

Vater Mitouflard brach in fürchterliches Lachen aus; er lachte so lange, bis er das Schlucken bekam; als er sich endlich beruhigte, meinte er:

— Eure Butter! . . . er stiehlt Eure Butter! . . . Ja, was will denn dieser Geist mit Butter anfangen?! . . . Euch fehlt etwas da oben. Cousine, ja, ja, euch fehlt etwas im Oberstübchen! . . . Dabei zeigte er mit seinem Finger nach der Stirn. Aber Mutter Cadet ließ sich nicht einschüchtern.

— Ich wiederhole es Euch, daß es schon seit einer Woche dauert. Jeden Tag werden mir zwei Pfund Butter zu fünfunddreißig Sous entwendet, das macht gerade achtundzwanzig Franken! Sicherlich, Vetter, hat der böse Geist den Streich ausgeführt, und ist es nicht der Geist, so ist es jemand, den ich nicht kenne, der aber Euch vielleicht bekannt ist . . . Bei diesen Worten schaute sie dem Vetter in die Augen, als ob ihre stechenden Augen ihn durchbohren sollten.

— Meiner Treu; Cousine! . . . meint Ihr vielleicht, ich sei der Geist, der Eure Butter stiehlt! Schämt Euch, es ist Sünde, den Nächsten so zu beargwöhnen! Und dann wißt Ihr ganz genau, daß ich jeden Abend mit leeren Taschen hier fortgehe! Zwei Pfund Butter würden ja auffallen und Ihr hättet es sicherlich bemerkt! Oh! Vase, Ihr seid ungerecht! Ich gehe! Ich

werde mich hüten, Eure Schwelle jemals wieder zu betreten!

Die Beweisführung des Scheinheiligen schien zutreffend, und Mutter Cadet bekam Reue, den guten Alten gekränkt zu haben.

Bleibt, Vetter, seid mir nicht böse; es war ja nur Spaß; seht Euch. Ich will zu meiner Strafe eine gute Flasche alten Wein heraufholen, von jenem, der nur bei außergewöhnlichen Gelegenheiten aufgetragen wird.

— Das ist ein vortrefflicher Einfall, Cousine, ich grolle Euch nicht.

Mutter Cadet ging hinaus; doch um in den Keller zu gelangen, mußte sie über den Hof schreiten, unter den Fenstern der Stube vorbei.

Der Zufall wollte, daß an diesem Abend die Läden nicht geschlossen waren; im Vorbeigehen warf sie einen Blick ins Innere und was sie dort sah, ließ sie vor Ueberraschung und Zorn erstarren.

Der Vetter hatte den Augenblick seines Alleinseins benützt, um aufzustehen und leise an den Tisch zu treten, auf dem die Butterklumpen für den Markt bereit, auf frischen Krautblättern lagen; mit raschem Griff langte er nach einem derselben und versenkte ihn in seiner riesigen Mütze, die er sodann auf das oberste Brett des Geschirrschranks legte.

— Räuber, Elender! murmelte Mutter Cadet, warte nur!

Ihrer ersten Eingebung folgend, wollte sie einen Stock ergreifen und denselben auf dem Rücken des Schurken entzwei schlagen. Doch, plötzlich, besann sie sich eines Besseren, ein verschmitztes Lächeln stahl sich auf ihre dünnen Lippen und leise sagte sie:

— Wart' nur! ich will dir's heimzahlen! Du Dieb!

Sie holte die Flasche Wein und trat ruhig in die Küche, wo der Vetter ihrer harpte, als hätte er keinen Augenblick seinen Platz verlassen.

Nachdem er dem Wein seiner Gastgeberin zugesprochen hatte, stand Mitou-

flard auf, setzte seine Mütze auf und wollte sich verabschieden.

Mutter Cadet hielt ihn zurück.

— Einen Augenblick, Better, warum so eilig! Heute ist mein Geburtstag, daraufhin muß die Flasche geleert werden!

Kommt jetzt Euch hier neben den Herd in den großen Armsessel.

Mitouflard schnitt eine Grimasse, doch . . . wie konnte er widerstehen? Er ließ sich denn in dem Sessel nieder.

Die Alte fuhr fort:

— Findet Ihr nicht, daß es heute abend recht kalt ist! dazu will das Feuer gar nicht richtig brennen; wartet, ich werde einige gute Scheite Holz auslegen, dann wird es schon besser werden.

Und Scheit auf Scheit schob sie in den Herd, und das Feuer loderte und die Hitze nahm immer mehr zu und unter der Mütze verspürte Vater Mitouflard, daß etwas sich erweiche, flüssig wurde und langsam über seine Stirn, seine Nase, seine Backen zu rinne begann und den Hals entlang unter dem Hemd auf seinen Rücken floß.

Mitouflard fühlte sich jedenfalls nicht zum Besten; er wollte sich erheben und Abschied nehmen.

— Gute Nacht, Cousine, es ist schon halb zehn Uhr.

— Na, na, Better, seid doch nicht so eilig; der Weg ist sicher, Ihr habt doch nichts zu fürchten. Himmel, wie ist es doch kalt heute abend. Und wieder legte sie neue Holzstücke auf und der Herd wurde feuerrot und die geschmolzene Butter rann dem Dieb immer schneller über den Rücken.

Der Unglückliche wußte sich nicht mehr zu helfen. Er drückte seine Mütze fester in die Stirn, um dem Butterregen Einhalt zu tun. Er wischte sich die Stirn. Alles umsonst, die Uberschwemmung wurde ärger. Alle seine Kleider waren durchnäßt und klebten an seinem Körper. Er mußte die Qual geduldig ertragen, denn sonst war er des Diebstahls

überführt. Mutter Cadet schien immer noch nichts zu merken.

— Seht, Better, ich wollte Euch einen Artikel aus dem Wochenblatt vorlesen, doch heute geht es nicht, denn Gott weiß, wo ich meine Brille gelassen habe . . . meine Brille! Wißt Ihr, daß sie mir beinahe unentbehrlich ist, um zu sehen! . . .

Diese Worte beruhigten einigermaßen den Dieb, dessen Lage unerträglich wurde; sein großes, rotes Gesicht schwamm in der Sauce, goldgelbe Tropfen hingen an seiner Nase, andere rannen an seinen Ohren und liefen an der Schulter herunter bis in seine Strümpfe, seine Holzschuhe füllten sich auf den Steinplatten und ein kleiner Sumpf zeichnete sich auf den Steinplatten.

— Alte Hexe, murmelte er vor sich hin, du sollst mich nicht mehr beim Butterstehlen ertappen.

Zum Ausbruch entschlossen, wollte er aufstehen.

— Aber nein, Better, bei solch kaltem Wetter laß ich Euch noch nicht fort. Uebrigens habe ich den Schlüssel in der Tasche. Wärmt Euch nur tüchtig durch!

Sie schürte das Feuer und dann begann sie eine lange, nie endenwollende Geschichte, die der Gevatter geduldig anhören mußte.

Bis zum letzten Tropfen mußte er die Butter zerfließen lassen; es dauerte eine geschlagene Stunde, die ihm eine Ewigkeit vorkam; seine sämtlichen Kleider waren durchnäßt und er selbst hatte das Gefühl, in einem Leintopf zu stecken.

Mutter Cadet, deren Augen noch ganz gut sahen, merkte, daß der ganze Butterklumpen geschmolzen war.

Da stand sie auf, öffnete die Tür, und plötzlich einen ganz andern Ton einschlagend, sprach sie:

— Ich will Euch nicht mehr zurückhalten, Better. Gute Reise und bessert Euch, denn die Lektion ist wohl zwei Pfund Butter wert!

Charles Solo.

## Der Kutscher des Teufels.

(Mit einer Abbildung.)

Köln ist eine traurige, geheimnisvolle Stadt; ihre schwärzlichen Häuser, ihre altertümlichen Bauten und das schmutzige Pflaster ihrer Gassen, die sich zwischen hohen Reihen spitzer Giebel hindurchschlängeln, geben ihr das Aussehen, als gehöre sie einem andern Jahrhundert, andern Sitten als unserer gegenwärtigen Zeit an.

Sieben Berge, gleich sieben Gespenster, umringen sie; darüber erhebt sich der Drachensfels, auf dem, der Sage nach, höllische Geister ihren Spuk treiben, und nachts unheimliche Lichter blinken. Und nicht allein auf dem Drachensfels erscheinen diese Lichter, die von der Gegenwart des Versuchers zeugen, sondern auch auf dem Dom, dessen Bau keine menschliche Macht je zu Ende führen kann, denn der Teufel selbst ist dessen Bauführer. —

In der Nähe eben dieser Kirche hielt, seit dem Morgen, der Kutscher Franz Meyer mit seinem Wagen, ohne noch einen einzigen Fahrgast gefunden zu haben. Da ist es leicht begreiflich, daß in den langen Stunden der Mann in seinem schwerfälligen, altmodischen Wagen, mißmutig wurde und mehr als es sich vielleicht geziemt hätte, abgestiegen war, um sich in der gegenüberliegenden Kneipe mit einigen schäumenden Bierseideln zu erwärmen!

Doch der Aerger über den ausbleibenden Verdienst ließ ihm das Bier nicht munden, und statt sich in der aufsteigenden Trunkenheit zu erhellen, wurde Franzens Gesicht immer blasser, immer finsterner.

Tausend dunkle, unheimliche Gedanken schwirrten in seinem Kopf, und die Stammgäste des Lokals sahen verwundert sein niedergeschlagenes Wesen, sein stieres Auge und die Gleichgültigkeit, mit welcher er immer wieder an der schon längst erloschenen, kalten Pfeife saugte.

— Wer sollte es meinen, sagte die Wirtin zu einem beleibten, jungen Mann, dessen Aufmerksamkeit mehr der blonden Hebe als dem Kutscher zugewandt war, wer sollte es meinen? Ich habe eine Zeit gekannt, wo dieser Mensch der lustigste aller meiner Gäste war. Einen Loten hätte er mit seinen Geschichten zum Lachen gebracht. Und doch war er damals noch nicht Eigentümer, sondern nur Mieter seines Stuhlwagens, und der Verdienst, den er erhoffen durfte, bestand nur aus dem, was sechs Schillinge überstieg. Seine Fröhlichkeit verschwand, als das Geld kam. Und doch hätte ein Mann, der 10 bis 12 Schillinge im Tage verdienen kann, keine Ursache den Kopf hängen zu lassen.

— Wenn er auch manchmal so viel verdient hat, heute wird er sie sicherlich nicht einstecken, antwortete der junge Mann, denn seit heute morgen ist sein Wagen nicht von der Haltestelle gewichen.

— Wünschen Sie einen frischen Krug Bier, frag die gewandte Wirtin, die es verstand, den Einfluß ihrer Schönheit auf ihre Verehrer auszunützen.

Es ist leicht begreiflich, daß der Gast nicht widersprach; jedoch, da er schon tüchtig gezechet hatte, war diese neue Labe des Guten zu viel. Sein Kopf sank auf den Tisch, auf dem seine Nase eine Weile hin und her rieb, und bald darauf verfiel er in einen tiefen Schlaf.

Unterdessen war die Nacht hereingebrochen, eine finstere, kalte, unheimliche Nacht. Der Wind heulte, und einsehnendes Schneegestöber segte die nasskalten Flocken in das Gesicht des Kutschers und ließ den armen Gaul erschauern, der, mit tiefhängendem Kopf, ergeben die Unbill des Wetters ertrug.

Plötzlich entfuhr Franz ein fürchterlicher Fluch, in dem die seit dem Vormittag in seinem Gehirn arbeitenden, finstern Gedanken zum Ausdruck kamen.

— Der Herrgott muß den Kopf verloren haben oder von Sinnen sein, und mich zum Narren halten, daß er mich

Verlangen Sie  
von Ihrem Kaufmann



für  
Ihre feine Wäsche

S<sup>a</sup> A<sup>m</sup> SAVONNERIES LEVER, HAUBOURDIN-LEZ-LILLE (Nord)  
Fabrikanten der berühmten "SUNLIGHT SEIFE"

AT.  
CB.

Ermüden Sie sich jetzt nicht mehr beim Waschen der Fenster und Linoleum; modernisieren Sie sich und kaufen Sie VIM.

Ein wenig VIM auf einer feuchten Bürste reinigt schnell und leicht Küche und Hausflur. Dies ist aber nicht die ganze Leistung dieses wunderbaren Produktes, denn VIM ist unvergleichlich zum Reinigen von Messer, Silberporzellan-Glas- und Metallartikel, Badewanne, Parketböden, Spiegel. usw. usw...

Beachten Sie genau die Gebrauchsanweisung und bedienen Sie sich niemals VIM in trockenem Zustand.



# VIM



Sté Ame SAVONNERIES LEVER, HAUBOURDIN-LEZ-LILLE (Nord)  
Fabrikanten des berühmten "LUX" für feine Wäsche

einen ganzen Tag lang dastehen läßt, ohne einen Groschen zu verdienen! Das Pech hört nicht mehr auf!... Das muß ein Ende nehmen, oder ich beginne noch einmal, was ich schon.... Dabei ließ er seine Peitsche mit einem kräftigen Hieb auf das ahnungslose Tier niederhauen, daß dieses vor Schreck mit allen Vieren auf dem glattgefrorenen Pflaster ausglitt und zu Boden stürzte.

Da geriet Franz in noch sinnlosere Wut; er stieg von seinem Sitz und schlug mit solcher Wucht auf das Tier los, daß die Peitsche blutig wurde.

Während dieser Szene war ein kleiner, dicker, schwarzer, mit einem schweren Paket beladener Mann stehen geblieben, und betrachtete mit ironischem Lächeln den Wutausbruch des Kutschers. Dieser erfaßte sofort die ihm gebotene günstige Gelegenheit, um seinem Aerger Luft zu machen.

— He! Ihr da! rief er mit herausfordernder Stimme, wollt Ihr warten, bis mein Pferd wieder auf den Beinen steht, um in den Wagen zu steigen und die Fahrt zu bestellen?

Da war das Pferd, wie durch eine Federkraft getrieben, von selbst aufgestanden. Der kleine Mann sah den Kutscher scharf an und sagte nach kurzer Pause:

— Und warum nicht?

— Ihr scheint mir ein sonderbarer Kunde zu sein; geht Eures Weges und spottet nicht über andere, sonst könnt Ihr etwas erleben!

Mit diesen Worten schritt er mit erhobener Peitsche auf den kleinen Mann los, der mit keiner Wimper zuckte und keinen Schritt zurückwich. So standen beide, Brust an Brust, und schauten sich wütend an. Aus den Augen des kleinen Mannes sprühte ein solch sonderbares Feuer, daß Franz plötzlich seine Kühnheit verlor, Angst erfaßte ihn.

— Seht Ihr, sagte er in gedämpftem und beinahe beschwichtigendem Ton, es gibt Augenblicke, in denen die Geduld reißt, und wenn man den ganzen Tag

nichts verdient hat, ist die schlechte Laune schon verzeihlich.

— Den ganzen Tag hast Du nichts verdient, antwortete der kleine Mann, wohl an, so sollst Du in der Nacht etwas verdienen. Deffne Deinen Wagen, damit ich mein Paket hineinlegen und einsteigen kann. Jetzt schnell, an meine Seite, und vorwärts!

Franz fühlte einen geheimen Schauer und er zögerte:

— Es ist schon spät, ich glaube, ich tue besser daran, nach Hause zu fahren und mich schlafen zu legen.

— Vorwärts! trieb der Andere, der schon eingestiegen war.

— Und zudem ist mein Pferd müde.

— Vorwärts!

— Es ist gleich zehn Uhr, fügte Franz als letztes Argument hinzu. Ihr wißt, daß nach zehn Uhr doppelter Fahrlohn zu zahlen ist.

— Vorwärts!

So mußte denn, wohl oder übel, Franz, nachdem er das Pferdegeschirr in Ordnung gebracht hatte, den Bock besteigen; er ergriff die Leine und frug:

Wohin geht es, Gevatter?

Der Fremde lächelte.

Wohin?

— Was liegt Dir daran, da ich Deinen Wagen auf die Stunde nehme? Fahre geradeaus; ich werde Dir, wenn nötig, den Weg schon weisen.

Franz hieb auf sein Pferd ein; aber das sonst so willige Tier tat keinen Schritt. Sein Herr bemerkte übrigens, daß es eine sonderbare Aufregung bekundete und Schweiß seinen ganzen Körper bedeckte; es scharrete mit den Hufen und schnaubte. Noch niemals hatte es solche Angst gezeigt.

— Vorwärts! schrie der kleine Mann, und die Peitsche aus des Kutschers Händen reizend, ließ er sie um die Ohren des Pferdes sausen, das sofort einen rasenden, übernatürlichen Galopp ansetzte.

Franz verging das Hören und Sehen; sein Herz klopfte zum Zerspringen und

eine schmerzliche Beklemmung legte sich auf seine Brust, eine eiserne Faust schien seine Stirn zu umklammern und kalter Schweiß bedeckte sein Gesicht.

Wiederholt zog er die Leine, um das Tier zu langsamerer Gangart zu bringen, denn jeden Augenblick fürchtete er, daß es zu Boden stürzen würde. Aber umsonst! Das Pferd rannte immerzu in stets eiligerem Galopp.

Das war indessen nicht der einzige Grund zur Furcht. Franz fühlte, wie das sackähnliche Patet, das der kleine Mann in den Wagen gelegt hatte, sich unter seinen Füßen in sonderbarer Weise regte, als ob ein lebendes Wesen darin geborgen wäre.

Bald auch vermeinte er klägliche Stimmen zu vernehmen und einige verständliche Worte drangen bis zu seinem Ohr.

— Auf alle Ewigkeit! Auf alle Ewigkeit!

Die Haare standen ihm zu Berg' und alles Blut in seinen Adern erstarrte.

Unterdessen sah der kleine Mann bequem zurückgelehnt, die Hände gemächlich auf der Brust gefaltet, und pfliff ein volkstümliches Lied, während die Stimmen in unaussprechlicher Verzweiflung schmerzlich riefen:

— Auf alle Ewigkeit! Auf alle Ewigkeit!

— Was soll das bedeuten, schrie Franz den kleinen Mann an, der, ohne den Kopf zu wenden, ohne sich zu bewegen, antwortete:

— Vorwärts!

— Keinen Schritt tue ich weiter; seit zwei Stunden schon sind wir unterwegs; die Stadt haben wir verlassen, ich weiß selbst nicht wie. Die Gegend ist mir unbekannt und alle die Stimmen, die aus dem Sack aufsteigen, dies alles beweist mir, daß etwas Geheimnisvolles hier vorgeht. Keinen Schritt gehe ich weiter!

— Vorwärts!

— Nein! schrie Franz, nein! und er zog so kräftig an der Leine, daß diese riß.

Das Pferd aber hielt nicht an und setzte seinen sinnlosen Galopp fort.

Da wollte Franz vom Stuhlwagen springen; doch, der kleine Mann wandte nachlässig den Kopf und schaute ihn mit so sonderbarem Blick an, daß Franz stillsaß.

— Weißt Du, daß, wenn ein von mir erwählter und genommener Kutscher mich unterwegs verlassen wollte, ich ihn in den Sack sperren würde, der hier zu unsern Füßen liegt? sagte der kleine Mann, in einem Ton, der seine Worte halb im Scherz, halb als Drohung gelten ließ.

Wie er so sprach, stieß er mit seinem Fuß an den Sack, aus dem herzerreißende Wehlaute erklangen, aus denen immer wieder die verzweiflungsvollen Rufe erschollen:

— Auf alle Ewigkeit! Auf alle Ewigkeit!

— Hier geschieht ein Verbrechen, dessen Mithelfer ich nicht sein will, schrie Franz außer sich. Haltet an! ich will aussteigen; ich will Euch verlassen. Nein! ich will Euer Mithelfer nicht sein!

— So, so! Franz Meyer! Da kommen Dir auf einmal ganz ehrenwerte Bedenken. Wenn ich mich aber recht entsinne, so waren diese nicht so rege an jenem Tage, als eine alte Frau mit einem schweren Geldbeutel Deinen Wagen bestieg und Dich bat, sie vier Meilen weit nach Schloß Burgstadt zu fahren. Kaum hattest Du die Stadt hinter Dir, da schlugst Du der alten Dame mit Gewalt ein Tuch um den Kopf und ersticktest sie ohne Erbarmen, obwohl sie Dich, im Namen ihrer Mutter, die Du kanntest, um Gnade ansuchte. Zwei Stunden lang dauerte ihre Marter! Zwei lange Stunden, während derer sie sich verzweiflungsvoll gegen ihren Mörder wehrte!

— Das ist nicht wahr! Das ist nicht wahr!

— Dann fuhr der kleine Mann ruhig fort, die Unterbrechung gar nicht beachtend, dann stiegst Du vom Wagen, Du



Der kleine Mann sah den Rauscher schaf an und sagte . . .

grubst ein tiefes Loch am Fuß einer Eiche und bargst darin den Geldsack, nachdem Du ein Merkzeichen in die Baumrinde eingeschnitten hattest. Sodann stiegst Du wieder in Deinen Stuhlwagen und führtest den leblosen Körper nach Köln zurück und sagtest dort: „Sie ist an einem plötzlichen Schlagfluß gestorben.“ Das war gut erfunden, mein Junge, ganz geschickt und klug. Glaubst Du vielleicht, daß das aber sehr gewissenhaft war?

— Schweigt! Schweigt! Ich gehe mit, wohin Ihr wollt!

— So ist's recht; denn sonst hätte ich Dir ein anderes, ebenso lustiges Deiner Abenteuer erzählt; ich hätte Dir gesagt, wie Du dazu kamst, Eigentümer dieses Wagens zu werden. Das Geld, viertausend Franken, hattest Du wohl, aber nun hieß es, deren Herkunft zu erklären. Glücklicherweise hattest Du eine alte Tante, die als reich galt, obwohl sie in der That nur von ihrer Hände Arbeit lebte. Diesmal ergrieffst Du ein anderes Mittel: Du stießest die Alte die Treppe ihrer Wohnung hinunter und hiernach schriest Du um Hilfe, weintest so natürliche Tränen um die Tote, daß niemand den Mord ahnte. Inmitten der allgemeinen Aufregung war es Dir ein Leichtes, den aus seinem Versteck mitgebrachten Geldsack unter dem Bettzeug der Tante zu bergen. Als man dann bei dem Geldsack ein, übrigens von Deiner Hand angefertigtes Testament Deiner Tante vorfand, stelltest Du Dich als höchst erstaunt. Alle, vom Bürgermeister bis zu den Richtern selbst, waren von der Richtigkeit der Dinge überzeugt. Ha! Ha! Franz, damals hattest Du keine Bedenken!

Und der kleine Mann lachte; Franz bebte an allen Gliedern, während die geheimnisvollen Stimmen wehklagten und schrien:

— Auf alle Ewigkeit! Auf alle Ewigkeit!

— Mit einem Teil der Erbschaft Deiner Tante wolltest Du Deinem Brot-

herrn diesen Stuhlwagen und dieses Pferd, das uns so flink an unsern Bestimmungsort führt, abtaufen. Lange wurde der Preis verhandelt, denn der Alte war zähe. Endlich kamt ihr für neunhundert Schillinge miteinander überein und das Meister- und Ausübungsrecht kostete Dich weitere zweihundert, im ganzen elfhundert Schillinge. Der alte Mann stellte Dir eine Quittung aus und begann das Geld zu zählen; das Geld, das so verlockend klingt, das Geld, dessen blinkende Rollen so verführerisch glänzen. Du sahst auf die Schillinge, Du hörtest ihren betörenden Laut. Keinen Blick verwandtest Du davon und eine Stunde später hattest Du die Quittung in der Tasche und die elfhundert Schillinge dazu. Ah! Welch ein wohlgeleiteter Christenmensch Du bist! Und welchen guten Streich Du dem Alten gespielt, der unsinnig genug war, zu Dir in den Wagen zu steigen!

Mit einem Stockhieb schlugst Du ihm den Schädel ein und warfst dann den Wagen so geschickt um, daß er unverseht blieb. Dies alles, um den Glauben zu erwecken, der alte Mann sei durch den unglücklichen Sturz ums Leben gekommen. Du Schlaufkopf! Aber Bedenken? Nein, die hattest Du nicht!

— Schweigt! Schweigt!

— Und Deine Frau! Das arme Weib, das Dich mit zärtlicher Liebe pflegte und Dir so oft die Armut erleichterte. Da hast Du nicht lange überlegt. In der Nacht hast Du sie unter ihrem Kissen erstickt und nun bist Du Witwer, und über kurzem kommst Du die Witwe Deines früheren Brotherrn, der Dir den Stuhlwagen verkauft hat, heiraten. Sie besitzt noch vier Wagen und man sagt, sie sei nicht ohne Vermögen. Sie liebt Dich und bald wirst Du ein reicher Bürger sein, der ohne Mühsal viel Geld verdient und seine Wagen durch andere lenken läßt.

— Weißt Du, fuhr der kleine Mann mit noch beißenderer Ironie fort, weißt

Du, daß Du dann wirklich glücklich sein wirst und wie ein rechtschaffener Mann leben kannst, sofern Du nicht zum zweiten Male Witwer sein möchtest, um in aller Gemütsruhe ein fröhliches, unbehelligtes Junggesellenleben zu führen. Ich bin neugierig, welches neue Mittel Du wohl erfinden könntest, um Dir auch diese Frau vom Halse zu schaffen! Ein Doldh hinterläßt eine Wunde, Gift läßt sich durch untrügliche Symptome nachweisen, und Du bist zu schlau und zu erfinderisch, um zwei Mal das gleiche Mittel anzuwenden. Sag' an, was wirst Du tun?

Franz antwortete nicht; eine leise Hoffnung regte sich in seinem Herzen. „Ich habe es sicherlich mit dem Teufel zu tun, sagte er sich, aber am Horizont sehe ich schon das Morgenrot, und sobald die Nacht vorüber ist, hat auch der Böse keine Gewalt mehr.“

In der Tat leuchtete in der Ferne ein roter Schimmer, jedoch, sein unheimlicher Schein sah nicht aus wie das rosige Morgenrot. Viel eher glich es der schauerlichen Glut einer großen Feuersbrunst. Je näher der Stuhlwagen kam, desto deutlicher konnte man den Ort erkennen, wo der Brand leuchtete, und Franz sah eine mächtige Höhle, aus der riesige Flammen züngelten und graufiges Geheul erscholl.

Wie ein Pfeil schoß der Wagen dahin. In kaum einer Sekunde war er beim Eingang der Höhle angelangt.

Da erblickte Franz zur rechten Seite des Wagens ein Gespenst mit blauunterlaufenem Gesicht; es war die alte, erstickte Frau.

Zur Linken erhob sich eine andere Gestalt mit stierem Blick: es war seine erste Frau. Ein dritte Erscheinung mit gebücktem, blutigem Schädel ergriff die Pferdeleine, und Franz erkannte seinen früheren Herrn.

Und ein viertes Gespenst, dessen gebrochene Glieder hin- und herschlatterten, rief:

— Mein Nefte! mein lieber Nefte! Sei willkommen!

Tausend Gespenster, abertausend Teufel tanzten, sprangen, schrien und lachten.

Der kleine Mann allein bewahrte seinen Ernst.

— He da! he da! gebot er, statt zu lachen und zu schreien kommt hier her und helfst mir das Gepäck aus dem Wagen zu heben. Ich habe den Kutscher auf die Stunde genommen; ich will keine Zeit verlieren, denn ich bezahle doppelten Lohn.

Zwei Teufel näherten sich dem Stuhlwagen und zogen den ledernen Sack unter Franzens Füßen hervor.

Vor dem Eingang der Höhle legten sie ihn nieder. Da erhob sich zitternd ein bleicher, junger Mann aus dem Sack:

— Warum bin ich in Euren Händen? Welche Schuld habe ich begangen, die vom menschlichen Recht verboten ist?

— Gar keine, mein Sohn; Du warst vor dem Gesetz ein ehrlicher Mann, Du hast jedoch das Gute unterlassen und Du, obwohl wohlhabend und unabhängig, hast eine Erbschaft angenommen und sogar beansprucht, die keineswegs Dir, sondern einem armen Verwandten zustand.

In's Feuer mit Dir! Auf alle Ewigkeit!

— In's Feuer! Auf alle Ewigkeit! wiederholten sämtliche Teufel und warfen die Seele in die Glut.

Sodann beförderten sie aus dem Sack nacheinander: die Seele eines Richters, der einen Unschuldigen verurteilt hatte, ohne dessen Verteidigungsreden anzuhören; ein junges Mädchen, dessen Bräutigam vor Gram gestorben war, weil es ihn verschmäht und eine reichere Partie angenommen hatte; einen Juristen, der einen ungerechten Fall verteidigt hatte; einen Professor, der eine Wissenschaft lehrte, die er selbst nicht kannte; einen Herrn, der seiner Dienerschaft ein schlechtes Beispiel gegeben hatte; einen Undankbaren, der seinem Wohltäter ins Gesicht

gespien hatte und einen Bankier, der hundert redliche Familien um ihr Hab und Gut gebracht hatte. Alle wanderten aus dem Lederjack in die ewigen Flammen.

— Und jetzt, sagte der kleine, schwarze Mann, als alle erledigt waren, und jetzt muß ich den treuen, ehrlichen Kutscher bezahlen, und da er von Natur aus äußerst gewissenhaft ist, will ich ebenfalls mit ihm gewissenhaft sein. Doppelten Lohn habe ich ihm versprochen; dies Versprechen will ich halten. Die zur Hölle Verdammten, die wir zu strafen beauftragt sind, leiden nur in ihrer Seele, bis das letzte Gericht uns auch ihren Körper ausliefert.

Franz Meyer, indessen, soll an Leib und Seele leiden, da ich ja seinen Körper in Händen halte, fügte der Teufel hinzu, indem er seine fürchterlichen Krallen in des Kutschers Schultern eingrub. Sein Leib sei unvergänglich, er möge schmachten ohne Unterlaß in dem ewigen Feuer und unter unsern Diamantpeitschen. Dieser Stuhlwagen, welcher der erste Anlaß zu allen Schandtaten war, er werde zu feurigem Eisen! Die Seelen all seiner Opfer sollen neben dem Kutscher Platz nehmen! So ist's recht! Jetzt sind sie alle vier beisammen. Nun, vorwärts! Franz Meyer, vorwärts! Der feurige Sitz brennt Dich...gut, nun vorwärts, auf alle Ewigkeit!

Und der feurige Stuhlwagen raste durch die Flammen der Hölle, verfolgt von dem unablässigen Schrei der Verdammten:

— Auf alle Ewigkeit!

Robert des Forges.

(Kölnische Chronik 1523.)

Egoistisch. — Dame: „Nehmen Sie diese Schuhe — die schenke ich Ihnen!“ — Bettler (geringschätzend): „Na, die sind schlecht genug!“ — Dame: „Was, schlecht? Mein Seliger hat sie bis zu seinem Tode benützt!“ — Bettler: „Na, dann war's aber höchste Zeit, daß er gestorben ist!“

## Jean Pierre, der Schiffsjunge.

Zwei Stunden schon dauerte das Gefecht und immer noch war kein merklicher Vorteil zu Gunsten des einen oder des anderen Geschwaders zu erkennen.

Zwei feindliche Schiffe waren reedelos: in ihre, von den Kanonenkugeln durchlöcherter Kiele drang das Wasser in Strömen und die wirbelnde Flut umtobte sie drohend.

Aber auch drei französische Fahrzeuge waren dem Sinken nahe, allerdings drei der unbedeutendsten, obwohl ein jedes von ihnen 300 Mann an Bord hatte.

Und inmitten des Feuerhagels, der gewitterähnlichen, blitzdurchzuckten Rauchwolken ward die Schlacht weiter geführt, schrecklich, ohne Erbarmen.

Da plötzlich sezte der Sturmwind ein; die ganze Meeresoberfläche schien sich im Zorne zu bäumen und die Sonne verbarg vor Schrecken ihr Antlitz. Die Arbalète, das stolze Schiff, erbebte in einem letzten Ruck, spie eine letzte Salve und sank. Einen Augenblick noch flatterte die Trikolore an der Spitze des Mastes, hielt sich über Wasser, bis eine mächtige Welle die glorreiche von Kanonenkugeln zerfetzte Seide verschlang... Vorbei! der kaum geöfnete Schlund hatte sich wieder geschlossen, und schon strichen weiße Schaumdecken über die Unglücksstätte.

Nur ein einziger Schiffsbewohner — fast ein Kind noch — war am Leben geblieben: eine mächtige Welle hatte Jean Pierre vom Wachtposten gerissen und den armen Schiffsjungen in den Strudel geworfen; jetzt schwamm er verzweifelt auf einem rettenden Gegenstand.

Wackerer Junge! kaum 15 Jahre alt, hatte er bereits mehr Gefechte miterlebt, als ein alter Soldat, oft hatte das Pulver seine blonden Locken geschwärzt. Jean Pierre war ein Bretonne, das heißt, er war tapfer und das Meer war ihm hold, wie ihrem eigenen Kind. Und wenn inmitten der Stürme die Männer zitterten, wenn alles in den Fugen frachte, verblieb er allein auf der Bordpforte und spielte

mit den schäumenden Wellen, wie mit den weißen Locken einer Urgroßmutter.

Auch Jean Pierre liebte das Meer, er fürchtete es nicht, denn er wußte, daß es sogar im Zorne sanft sein konnte gegen jene, die es liebte und gerne — als verstände er sie — lauschte er den eintönigen Klagen der Wellen und dem tollen Gesang der Strudel. Jean Pierre hatte keinen anderen Freund als das Meer: ihm hatte er sich leidenschaftlich ergeben und abends, wenn er sich zum Schlaf niederlegte, war er glücklich, wenn er hörte, wie das Meer dem Sturme von Eroberung und Ruhm erzählte... Niemand! nicht einmal die alten Großmütterchen, können so wunderbare Geschichten erzählen.

Heute aber hatte ihn das Meer im Stich gelassen: das schmale Holzstück, an das er sich geklammert hatte, sank unter seiner Last, er fühlte wie seine Kräfte ihn verlassen... Halb erstarrt, am ganzen Leibe zitternd, wollte er dennoch die Hoffnung nicht aufgeben, trotzdem das Blut auf seine Wangen rieselte, und die Geschosse immer noch fielen.

Ein Windstoß warf ihn in den Sturm zurück und eine schwere Welle erdrückte ihn beinahe... er raffte alle seine Energie zusammen und schwamm weiter... Um Hilfe schreien? Wozu? Wer hätte ihn denn in diesem Getöse vernommen? Wer hätte wohl an seine arme kleine Existenz gedacht?

Aber obwohl er seine Lippen krampfhaft zusammenbiß, schluckte er, jedesmal wenn er untertauchte, eine Menge Wasser, das ihn erstickte; es war ihm, als risse ihn eine Last in den Abgrund, die ihn zwingen einzusinken, zu verschwinden:

— „Zu Hilfe!“...

Sollte er denn schon sterben? so jung sterben! Wenn das Leben so verheißungsvoll ist, wenn die alten Eltern am Hafen warten und Tag und Nacht für ihn beten. Sterben, Tränen hinter sich lassend!

Nein!

Plötzlich, beim Scheine eines Kanonenschusses, erblickte er in seiner Nähe ein Tau... die heilige Anna, die Schutzpatro-

nin der Matrosen, hatte sicher dies Tau ausgeworfen. Noch ein paar Schwimzüge und schon hielt er es fest umschlungen, schon schwang er sich behend in die Höhe.

Wackerer Jean Pierre!

Er hatte sich nicht einmal gefragt, wohin ihn wohl das Tau, das an einem Schiffsrumpfe herabhing, führen würde. Nur das eine war ihm klar: vor ihm war ein Schiff, das war die Rettung.

In drei Klammzügen hatte er das Deck erreicht und in der Hitze des Gefechtes bemerkte nicht einmal die Mannschaft diesen Blondkopf, der auf dem Bauche dahinkroch, bis an den Fuß eines Mastes, wo er zusammenbrach.

Gerettet! Ja, tatsächlich gerettet!

Einen Augenblick nur blieb Jean Pierre besinnungslos; hatte er doch den Tod von so nahe gesehen. Und wäre nicht um ihn herum das Getöse der Artillerie gewesen, so wäre er wahrscheinlich stundenlang da liegen geblieben, unbewußt seiner selbst und des Dramas, das sich weiter entwickelte.

Aber Jean Pierre war, wie gesagt, ein Bretone und wahrscheinlich hatte das Meer, das ihn liebte, ihn einer solchen Prüfung nur unterworfen, um ihn auf unsterblichen Ruhm vorzubereiten.

Mit bewunderungswürdiger Geistesgegenwart öffnete er rasch die Augen und erhob sich etwas: ein Schrei des Entsetzens wäre ihm beinahe entfahren, sprachen doch die Leute, die da um ihn herumrannten eine ihm gänzlich unbekannte Sprache. Wo waren denn Frankreichs Farben! — Kein Zweifel mehr! er befand sich an Bord eines feindlichen Schiffes...

Armer Jean Pierre!

War er also dennoch verloren? Denn mit den Kriegsgefangenen wird nicht gespaßt: ein Beilhieb, und die Sache ist erledigt!

Er konnte sich eines Schauers nicht erwehren...

Aber niemand bekümmerte sich um ihn, niemand bemerkte oder beläuschte ihn;

am Fuße des Mastes, wohin er geflüchtet war, blieb er gänzlich unbemerkt. Geborstene Fässer, denen die Leute mit vollen Händen das Pulver entnahmen, bildeten zu seiner Rechten und Linken einen schützenden Damm.

Vorerst war er in Sicherheit...

Aber nur ein kurzer Augenblick.

Dem plötzlich erfüllte schreckliches Getöse die Luft, den Schlachtentumult über-tönend. Und beim Scheine der Blitze bemerkte Jean Pierre in einer Entfernung von einer halben Meile das französische Geschwader auf dem Rückzuge... zwei reedeloze Schiffe sanken gleichzeitig... nur das Admiralschiff hielt noch felsenfest, trotz seiner durchlöcherten Wände, aus denen bereits drohender Flammenschein leuchtete.

Und der Feind, der selbst schwer gelitten hatte, schöpfte neuen Mut. Das Geschützfeuer wurde immer stärker, die erglühten Kanonen feuerten ihre letzten Munitionen ab.

Fünf Minuten noch und dann wäre alles vorbei! Noch ein letztes Mal würde sich der Schlund öffnen und nie würde man auf französischem Boden wissen, wo die glorreichen, mit Helden besetzten Fahrzeuge den Tod gefunden. Jean Pierre er-

schauerte: Sterben ist nichts, aber besiegt sein, das ist schändlich!

Und schon dachte er nicht mehr an sich selbst, an den lauernden Tod, an die armen, alten Eltern, die ihn morgen beweinen würden...

Er warf einen verzweifelten Blick um sich: da sah er die um ihn herumliegenden Pulverfässer, die brennende Lunte einer Kanone...

— „Es lebe Frankreich!“ schrie er aus Leibeskräften, riß die brennende Lunte ab und warf sie ins Pulver...

Und die gewaltige Flamme, die gen Himmel zündete, beleuchtete die Tat des jungen Helden, der Donner aber erstickte seinen Todessehrei. Und rasend stürzte sich das Meer auf das gesprengte Schiff, dessen höllischer Flammenschein zum Himmel flog!

„Es lebe Frankreich!“ ... wiederholte das Echo...

Und mit gelichteten Segeln, die Flaggen stolz im Winde flatternd, segelten die Ueberreste des Geschwaders der bretonischen Küste zu, um die Heldentat des Schiffsjungen zu berichten.

E. G. Perrier.

## Naturgeschichte.

### Reptilien.

In unserem naturgeschichtlichen Kapitel, kommen in diesem Jahre die Reptilien an die Reihe. Die für das Studium der Schlangen z. B. geeignetste Gegend befindet sich in dem von Georgien, dem atlantischen Ozean und dem Golf von Mexiko begrenzten Teile Südamerikas, wo man einer geradezu unheimlichen Anzahl dieser Reptilien begegnet. Die Schlangengattung, die wir unseren Lesern vorführen wollen, ist den Naturforschern wohl bekannt, weniger indessen dem gewöhnlichen Laien, speziell in bezug

auf ihre Klassifizierung, Gattung, Gewohnheiten usw.

Die Herpotodryas gehören zur Familie der Nattern; zu ihnen gehören auch größere, kräftige Blindschleichen mit plattem, länglichem, mit zwei großen Augen versehenem Kopf. Es sind Baumschlangen, die mit Vorliebe im Geäst und in den Lianen des Urwaldes wohnen, wo sie sich behend durchwinden, auf der Jagd nach der täglichen Nahrung, die auch aus Eiern besteht. Die Gewohnheiten dieser, übrigens ungiftigen Schlange, gleichen denen der Blindschleichen: sie hat also keinen Giftzahn, wohnt in den